

Ceron



Roman von

Fedor Cevlovsky

Fedor Cevlovsky

CERON



FEDOR CEVLOVSKY

CERON

DAS GEHEIMNIS AM GOSAUSEE

Ein technischer Zukunftsroman

GRAZ

BERNHARD RECLA VERLAG

Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks, der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung und Radioverbreitung vorbehalten / Printed in Austria
Umschlagentwurf von N. Cevlovsky / Satz, Druck und Einband: Wiener
Verlag, Wien XII / Copyright 1946 by Bernhard Recla Verlag, Graz.

Genehmigt vom Ausschuß zur Überprüfung des Presse- und Verlagswesens.
Druckerlaubnis erteilt vom PWB. am 5. März 1946.

Vorwort

Eine kleine Gruppe von Gelehrten hat das Element Ceron entdeckt. Das ist das Element der Atomenergie, das bei minimalem Umfang einen maximalen Effekt besitzt. Dieser Effekt übertrifft millionenfach alles, was sich bisher in den Händen der Menschheit befand. Die Maschinen, mit Ceron betrieben, senden drahtlos die Elektrizitätsenergie in unbeschränkten Mengen. Alles hängt von der Dosis ab, ob es wohltuend oder tödlich wirkt. Mit Hilfe des Cerons läßt sich die Wärme in Form einer Flüssigkeit konzentrieren. Dadurch wird ein Leben im ewigen Eis der Arktis ermöglicht. Ceron besitzt die Eigenschaft, die Atmosphäre zu verdünnen oder an einem bestimmten Ort einen derartigen Druck entstehen zu lassen, daß beispielsweise ein feindliches Flugzeug ins Bodenlose stürzt oder durch einen Wirbel herabgerissen wird. Die in einem Friedenskomitee vereinigte Gruppe der Gelehrten konnte sich nicht entschließen, einer Regierung ihr Geheimnis anzuvertrauen. Sie hat befürchtet, daß irgendein Wahnsinniger, der die Macht in die Hände bekommt, diese Erfindung zu einem furchtbaren Mittel, das seinen egoistischen Zielen dienen würde, verwenden wird. Anfangen zu arbeiten? Es wäre unmöglich, das Geheimnis zu bewahren, das dann die Geschäftswelt ihres spekulativen Verdienstes

wegen zu durchdringen versuchen würde. Eine Gruppe selbstentsagender Leute faßte den heroischen Entschluß, sich in das ewige Eis des Nordpols zurückzuziehen, um dort, weit von der Menschheit, eine solche Verwendung der Atomenergie des Ceron zu erfinden, die jeden Mißbrauch ausschließt. In schottischen Schiffswerften hatte man einen besonderen Eisbrecher in Auftrag gegeben. Um unbeachtet zu bleiben, waren die nötigen Materialien, Einrichtungen und Vorräte von verschiedenen Ländern erworben worden. Es vergingen einige Jahre, bis in der Nähe des Nordpols eine Basis geschaffen war. Dort hat man zuerst ein Spezialflugzeug ausgebaut, das den Namen „Ceron“ trug. Es standen viele Jahre friedlichen Schaffens bevor. Das Flugzeug sollte nur als Verbindung mit der Welt dienen. Aber das Schicksal hat es anders entschieden. Für die Spekulanten ist Europa zu arm und zu klein geworden. Sie bereiteten einen großen Konflikt zwischen Europa und Asien vor, um mit einem Schlag reich zu werden. Presse, Schwerindustrie, Literatur, Musik und Kirche, alles wurde ausgenützt, um Feindseligkeit unter den Völkern der Welt zu verbreiten. Als die Lage kritisch geworden war, war die Welt einem kochenden Kessel gleich. Jeden Augenblick konnte die Erdkugel in Brand gesetzt werden. Man mußte rasch etwas unternehmen, um den Weltfrieden zu bewahren, und Ceron trat auf die Weltbühne.

Die Basis am Nordpol

Das regelmäßige Summen des in die Turbine strömenden Wassers wurde in den seltenen Augenblicken hörbar, wenn das Donnern der von Wind und Wellen zerbrechenden Eisberge aufhörte. In der Maschinenhalle, die von dem von der Decke regelmäßig strömenden Licht beleuchtet wurde, war es halbdunkel. Zwischen summenden Transformatoren, die dicht an der Seitenwand aufgestellt waren, blieb ein von Armaturen und Leitungen freier Platz an der Wand, auf dem wie auf einer Leinwand eine Gesellschaft sichtbar wurde. Die Leute beobachteten nachdenklich die Bewegungen eines kleinen schwarzen Gegenstandes, der am steinigen Boden des Aquariums hin und her rückte. Dieser Boden stellte den Meeresboden dar mit allen seinen Unregelmäßigkeiten, Felsen, Steinen und seinem Gewirr von Meerespflanzen. Die Oberfläche des im Aquarium befindlichen Wassers war mit einer dicken Eisschichte bedeckt. Auf der Leinwand wurden zahlreiche durchsichtige Kasten sichtbar, in die das Aquarium eingeschlossen war. Aus diesen Kästen führten eine Menge von Röhren und Schnüren heraus. Der schwarze Gegenstand im Aquarium zog die ungeteilte Aufmerksamkeit der rund um das Aquarium sitzenden Leute auf sich. Er bewegte sich vorsichtig, alle Hin-

dernisse vermeidend, als vermute er diese mit besonderer Intuition. Einer von den auf der Leinwand sichtbaren Leuten, ein kräftig gebauter Mann, streckte seine Hand aus und schaltete einen Hebel um. Sein Gesicht konnte man wegen der großen, doppelten Brille, die er trug, nicht sehen. Der kleine Gegenstand hatte sich gehorsam gehoben und berührte jetzt den unteren Rand der Eisoberfläche des Aquariums. Einen Augenblick zögerte der Gegenstand, dann veränderte er seine Lage so, daß nur ein kleiner Fleck in seinem vorderen Teil mit dem Eis in Berührung kam. Auf diesem Teil zeigte sich eine Flüssigkeit, die auf der bläulichen Oberfläche des Eises einen schmutzigbraunen Fleck bildete.

In demselben Augenblick setzte der Gegenstand seine Bewegung fort. Er hatte schnell die über ihm liegende Eisschichte durchbrochen und schwebte in der Luft, seine horizontale Lage wieder einnehmend. In der Eisschichte bildete sich ein Tunnel, seine Wände trugen an mancher Stelle Spuren der bräunlichen Flüssigkeit. Die Leute auf der Leinwand, die bisher still und gespannt den Gegenstand im Aquarium beobachtet hatten, atmeten erleichtert auf und begannen unter sich in kleinen, abgerissenen Sätzen zu sprechen. Der Mann mit der Brille hatte, ohne dabei seinen Blick vom Aquarium abzuwenden, wieder einen Hebel umgeschaltet. Die Eisschichte begann daraufhin zu schmelzen, wurde immer dünner und dünner und löste sich schließlich vollständig im Wasser auf. Darnach erschienen Blasen auf der Oberfläche des Wassers, zuerst wenige, dann mehr und mehr, bis das Wasser aufkochte. Der schwarze Gegenstand setzte seine Bewegung im Dampfe und im kochenden Wasser noch immer regelmäßig und deutlich fort. Der

Mann mit der Brille hatte sich mit vergnügter und freudiger Miene vom Tisch erhoben.

„Jetzt bin ich sicherer denn je, daß die Ceron tadellos wie ein Uhrwerk funktioniert“, sagte er, ohne sich an jemanden zu wenden. „Die Tatsache, daß der Doktor schon sechs Tage lang keine Nachricht von sich gibt, ist bestimmt von etwas Ungewöhnlichem verursacht. Es ist nicht nötig, sich zu beunruhigen, noch die Zeit für Vermutungen zu verlieren. Ich bin sicher, daß wir zumindest morgen, wenn nicht gar schon heute etwas von ihm hören werden.“

Der Wachtposten

Weit unten, zum Teil mit Wolken bedeckt, undeutlich sichtbar, aber breit und mächtig, lag Asien, und der Stille Ozean schmiegte sich an seine kapriziös geschnittenen Küsten. Wie ein großer Raubvogel schwebte im Äther eine fliegende Festung. Sie ähnelte einer Schildkröte, die in ihrem unteren Teil wie eine Raupe mit einer Menge von Füßen versehen war. Ein scharfer Blick konnte außer den Umrissen der Küsten, außer Bergen und Plateaus, außer den schlangengleichen Flüssen auch die Konturen der Himalaja-Gebirgskette entdecken, die einer Grenze zwischen Erde und Atmosphäre glich. Die beiden Männer, die mit Hörern an den Ohren in der Kabine der Festung saßen, hatten die herrliche, unter ihnen liegende Landschaft kaum beachtet. Sie waren in ihre Arbeit vertieft. Sie sortierten die letzten Nachrichten, die von allen Sendern der Erde während der letzten vierundzwanzig Stunden ver-

breitet worden waren, und machten die nötigen Auszüge. Beachtenswerte Nachrichten druckten sie mit einer Bewegung des Hebels auf das papierdünne Band des Radiophonographen, das, was sie nicht interessierte, ging durch einen besonderen Apparat mit einem kleinen Geräusch zurück in den Äther. Ihre Hörer abnehmend, erhoben sich die beiden Männer fast gleichzeitig. Der eine, blond, mit einer großen Narbe quer über das Gesicht, lehnte sich an seinen Sessel und sah schweigend in die Ferne. Der andere, ein schlecht rasierter, kleiner Mann, begann mit weichen, unhörbaren Schritten in der Kajüte hin und her zu laufen. Nach einer Weile blieb er plötzlich stehen und sagte mürrisch: „Es sind schon sechs Tage, seit wir die Verbindung mit der Nordpol-Basis abgebrochen haben und von der ganzen Welt isoliert wurden. Ich gestehe, daß sich Ihre Meinung, Herr Doktor, wir wären bemerkt worden, als wahr erwiesen hat. Und zwar seitens irgendeines Fernschpostens, der uns trotz Wolken bemerken konnte.“

„Ausgeschlossen“, antwortete der Doktor. „Die Radiowellen sind nicht imstande, in die magnetischen Kraftfelder, die die Ceron umhüllen, wenn sie stillbleibt, einzudringen. Unser Schutz gegen die Lichtwellen ist noch nicht vollständig erforscht worden. Aber wer und wo man uns entdeckt hat, davon haben wir bis jetzt keine Ahnung. Ich behaupte, daß wir heute weniger von der ganzen Sache wissen als vor sechs Tagen.“

„Also ist es Ihnen auch nicht klar, um was es sich handelt, Mirano?“ sagte der Blonde, der sich, ohne sich zu rühren oder seinen Blick von der Ferne abzuwenden, mit dem anderen unterhielt. Mirano brüllte etwas Unverständliches entgegen. „Sagen Sie ganz offen“, setzte der Blonde fort, „daß Sie nicht

verstehen, was geschieht“. Mirano antwortete nichts und lief noch immer hin und her. Der Blonde, den Mirano Doktor nannte, lächelte und brach als erster das Schweigen. „Ihr Schweigen, mein Lieber, ist so vielsagend, daß ich keine andere Antwort von Ihnen verlange“, sagte er. „Hören Sie mal — im Laufe dieser sechs Tage habe ich etwas erfahren. Jetzt weiß ich, wie wir entdeckt wurden, und es wird mir bestimmt gelingen zu erfahren, wer uns entdeckt hat. Sie erinnern sich bestimmt noch, daß wir am Montag den erfolgreichen Strato-plan vernichteten. Das war nötig, denn wäre sein Probeflug erfolgreich verlaufen, was die Herrschaften erhofften, wer weiß, ob es nicht heute schon mit dem Frieden aus wäre. Es ist schwer und unangenehm zu wissen, daß man die Vernichtung von Menschen verursachte, auch wenn diese Verbrecher sind. Ich möchte das nicht der Selbstverteidigung wegen tun, aber wenn es sich um das Leben der unschuldigen Kinder handelt, um ihre Zukunft, dann müssen uns alle zu Gebote stehenden Mittel recht sein. Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, was die Sender frech verlauteten. Es genügt für sie nicht, die Höhenrekorde festzustellen, wichtiger war es ihnen, die Kampffähigkeit der Apparate zu erproben. Der von uns verursachte Wirbel hat sie im Nu gepackt und vernichtet. Er hat den Stratoplan nicht eher freigelassen, bis daß seine Wrackteile auf der Erde aufschlugen. Sie haben bestimmt bemerkt, mit welcher Pünktlichkeit ich die Nachrichten über diese Katastrophe gesammelt habe. Gleichzeitig ließ ich die Ceron auf einem Fleck stehen und alle Verbindungen abbrechen. Sehr viele haben natürlich den offiziellen Begründungen der Katastrophe nicht geglaubt. Es war ein zu erschütternder Über-

gang von dem glänzenden Erfolg zur vollständigen Vernichtung. Von dem weltberühmten Stratoplan, auf den unsere Zeit stolz war, ist nur ein Haufen deformierten Metalls irgendwo in unzugänglichen Bergen geblieben. Einige glauben, daß die Katastrophe durch eine mit Zeitzünder versehene Bombe entstanden ist, die anderen vermuten ein Luftminenfeld als die Ursache, und die dritten sprechen von Selbstmord eines der Piloten. Es ist ein Glück, daß man zwischen den Wrackteilen keinen Meßapparat gefunden hat, der die wirkliche Ursache angeben könnte. Haben sie die bodenlosen Abgründe verschlungen, oder sind es die Banden, die die Apparate gestohlen haben, die Tatsache bleibt — sie sind nicht da. Bis jetzt ging es ziemlich glücklich für uns aus. Die Welt hat sich beruhigt und wartet und verlangt nach neuen Sensationen. Die Teleskope mehrerer Observatorien hatten uns entdeckt, und ich glaube, daß die sich langweilenden Astronomen schon jetzt eine Reihe neuer Hypothesen entworfen haben, in denen sie unsere astronomische Genealogie feststellen. Morgen, wenn die guten Leute uns auf unserem Platz nicht mehr finden, werden sie sehr enttäuscht sein. Tut mir leid. Die Gelehrten sind nicht gefährlich. Vielmehr beunruhigt mich eine Person, die uns entdeckt hat und uns mit wunderbarer Hartnäckigkeit beobachtet. Am schlimmsten ist es, daß sie unsere Anwesenheit mit der Vernichtung des Stratoplans in Verbindung setzt. Sie sehen jetzt, Mirano, daß ich meine Gründe hatte, alle nötigen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Die Leute, die unsere Anwesenheit entdeckt haben, senden fast alle zwei Stunden chiffrierte Funksprüche, die uns betreffen. Es ist klar, daß so nur die Agenten eines mächtigen Staates, Trustes oder einer

Organisation handeln können. Denken Sie nur, Mirano, seit dem gestrigen Tage haben sie schon zwei Dutzend Geheimschriften verwendet. Nicht jeder Staat kann sich solchen Luxus erlauben, und eine Privatperson müßte in diesem Falle über einen ungeheuren Reichtum verfügen. Diese Tatsache bestärkte meine Meinung, daß es sich um ein für uns sehr gefährliches Gesindel handelt. Ohne mich zu loben, kann ich sagen, daß ich den Text aller ihrer Meldungen kenne, es ist mir gelungen dank der übertriebenen Pünktlichkeit des Beobachters. Ich habe zufälligerweise den Schlüssel einer seiner Schriften entdeckt und einen Rapport gelesen. Der Inhalt der weiteren Meldungen war fast derselbe, und so habe ich die Schlüssel zu allen zwanzig Schriften. Unsere nächste Aufgabe wäre, die Quelle der Meldungen oder, besser gesagt, den Ort, von wo sie uns beobachten, zu entdecken. Ich habe bemerkt, Mirano, daß sie die meteorologischen Berichte nicht beachten. Sie tragen diese nicht einmal auf dem Band ihres Apparates ein. Ich habe es statt ihnen getan, und ich habe auf meinem Band außer meinen Berichten auch ihre. Wenn man die Zeit der Rapporte mit dem Wolkenzustand vergleicht, ist man sich klar darüber, daß der Unbekannte irgendwo über den Wolken sitzt. Gewitter und Schneestürme kümmern ihn nicht. Kein Rapport hatte deswegen eine Verzögerung erlitten. Ist es möglich, daß er sich mit seinem Observatorium auf einem Flugzeug befindet?“

„Ich glaube es nicht. Es ist vollkommen unmöglich“, entgegnete Mirano, ein wenig erregt. „Ich glaube es ebenfalls nicht. Man könnte unmöglich der Menge Reisender, Touristen und Neugieriger unerkannt bleiben. Und wozu brauchte man in solchem Falle die Geheimschrift, starke Sender und andere

schwere, komplizierte Maschinen? Es ist ganz klar, daß eine solche Vermutung ein Unsinn ist. Nicht wahr, Mirano?"

Mirano nickte nachdenklich.

„Wir können uns also nur vorstellen, daß sich dieses Observatorium auf einem der über den Wolken liegenden Gipfel befindet. Es ist ja nicht einfach, aber wenn man über große Geldmittel verfügt, könnte man mit Hilfe des Lufttransportes und der heutigen Technik, aber in erster Linie durch großen Reichtum dieses Observatorium unbemerkt einrichten. Wenn Sie nur einen Blick aus dem Fenster werfen, werden Sie sofort begreifen, daß man in keinem anderen Erdteil einen so günstigen Platz für diese Zwecke findet.“

Der Doktor machte eine kleine Pause, Mirano dann gutmütig anschauend, sagte er: „Sie sind wieder derselbe geworden, Mirano, wie ich Sie gern habe. Ich weiß, daß Sie ein Sportler sind, aber sind Sie auch ein guter Bergsteiger?“ Mirano, der inzwischen schon wieder ruhig und selbstsicher wurde, antwortete freudig:

„Ich bin ein begeisterter Bergsteiger. Mit einigen meiner Freunde bin ich eine Zeitlang auf den Kordilleren herumgeklettert, und nachher besuchten wir die Gebirgszüge des Himalaja und verbrachten dort fast zwei Jahre. Diese Landschaft, Doktor, ist mir nicht ganz fremd. Wir waren jung, unbesorgt und gut ausgerüstet. Kein Hindernis war für uns unbezwingbar, auch die Schneestürme haben wir nicht gefürchtet. Ich glaube nicht, daß eine bessere Expedition möglich wäre, als wir sie durchgeführt hatten. Sehen Sie, da, Doktor“, er wies mit dem Finger in die Ferne, „diese zwei Punkte sind zwei unzugängliche Gipfel des Himalaja, nicht nur auf diese

selbst, sondern auch in ihre nähere Umgebung kann man nicht kommen. Zwei meiner Freunde haben die Versuche, diese Gebirgskette zu überwinden, mit ihrem Leben bezahlt. Ich habe viele einheimische Märchen und Sagen gehört und kein Held konnte sich rühmen, jemals diese Höhen erreicht zu haben.“

„Gut!“ sagte der Doktor nachdenklich. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als das Rätsel zu lösen, wer diese Leute sind, die uns nachspionieren und was sie von uns wollen. Man darf nicht vergessen, daß sie nur den über den Wolken liegenden Teil des Gebirges sehen. Ihren Rapporten nach kann man beurteilen, daß sie ein bestimmtes, praktisches Ziel vor sich haben und ihre Gründe haben, für alle Sterblichen unbekannt zu bleiben. Außerdem haben sie ein buchstäbliches Luftschloß in einen der unruhigsten Teile der Welt gebaut und riskierten dabei Milliarden. Es ist ganz klar, daß nur jemand so handeln kann, der keine Angst vor heutigen oder zukünftigen Weltkonflikten hat. Daher muß er einen gegen den anderen hetzen. Man spricht von einem geheimen Trust, der die öffentliche Meinung bildet. Wenn es so ist, ist es einer ihrer Vorposten. Solche Leute sind gefährlicher als jede Regierung eines großen Staates. Sie sind skrupellos und haben keine Hemmungen, wenn sie einen Feind zu vernichten wünschen. Ihre Aufmerksamkeit, mit der sie uns beehren, verspricht nichts Gutes. Was sie gegen uns vorhaben, weiß ich noch nicht. Vielleicht werden sie versuchen, uns auf der Stelle zu vernichten, vielleicht werden sie uns durch die ganze Welt verfolgen. Das wird die Zukunft zeigen. Wir müssen feststellen, wer an der Spitze steht, und wenn wir den Vorposten zerstören, werden wir versuchen, auch die Leitenden aus der Welt zu schaffen. Das ist alles,

Mirano. Geben Sie der Mannschaft den Befehl zu landen.“ Der Doktor richtete sich auf und ging zu einer Querwand, die sich vor ihm geöffnet hatte. Als er hinter der Wand verschwunden war, schloß sich diese wieder. Er befand sich in einer für zwei Leute eingerichteten Kajüte.

Das Wespennest

Die Geräusche der erwachenden Großstadt drangen an das weitgeöffnete Fenster eines großen und prachtvoll eingerichteten Büros. Versunken in den weichen Sesseln saßen um einen Tisch drei Männer, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Einer von ihnen, ein starker, rothaariger Mann mit brutalen Gesichtszügen, sagte:

„Es sind nur acht Minuten geblieben, bis der nächste Rapport von Schimmer kommt.“ Seine Stimme klang ein wenig unsicher in der Morgenstille, die manchmal von Autohupen und Tramwayklingeln unterbrochen war. Die zwei anderen schauten ihn schnell an. Der eine von ihnen war ein älterer Mann mit einem kleinen grauen Bart und zwei lebhaften klugen Augen. Der andere, mit gepflegten schönen Händen, hatte ein nichtssagendes, glattrasiertes Gesicht eines Geistlichen, mit schwerem Kinn, das einen festen Willen und Hartnäckigkeit zeigte. Die Stimme des Rothaarigen zerstörte den Zustand des Halbschlafes, in dem sich die beiden anderen befanden, aber seine Worte machten auf sie keinen Eindruck. Sie entgegneten nichts und versanken wieder in ihre Gedanken. Ihnen Folge leistend, schloß auch der Rothaarige seine Augen, und

man konnte glauben, daß er eingeschlafen sei, wenn nicht seine kurzen dicken Finger gezuckt hätten. Die Geräusche der erwachenden Stadt wurden immer lauter und mannigfaltiger. Hinter den dreien öffnete sich geräuschlos eine Tür, und eine Sekretärin trat ins Zimmer mit einem Telegramm, das sie dem Graubärtigen übergab. Darauf verschwand sie wieder. Der Alte öffnete das Telegramm mit einem müden, ausdruckslosen Gesicht und las es vor. Während des Lesens wurde die Stimme lebendiger und bekam einen metallenen Klang. Das Telegramm trug weder Anschrift noch Unterschrift und hatte folgenden ausführlichen Inhalt:

„Um zwei Uhr hatten wir statt des Flugzeuges eine Nebelwolke entdeckt, die zuerst die Form und die Farbe des Gegenstandes besaß. Um zwei Uhr dreiundvierzig Minuten zerfloß die Wolke, und das Flugzeug war spurlos verschwunden. Ich vermute, daß die Analyse des Filmes zeigen wird, was eigentlich mit dem Flugzeug geschah. Den Film werde ich dem Schaffner des Tibet-Express übergeben, die Beobachter der Gruppe A sind schon informiert. Früher konnte ich wegen des Schneesturmes nichts melden. Jetzt fängt die gewöhnliche Arbeit wieder an.“ Der Alte ließ das Telegramm zu Boden fallen, lehnte sich müde zurück und betrachtete mit weit geöffneten Augen den gegenüberliegenden Balkon, auf dem die Spatzen zwitscherten. Das Telegramm machte besonders einen starken Eindruck auf den Rothaarigen. Seine Wangen färbten sich rot, und selbstvergessen machte er eine rasche Bewegung, wobei er den kleinen Serviertisch umstieß. Mit Geklirr zersplitterten die Tassen, Gläser und Flaschen auf dem Boden. Dies schien den Rothaarigen zu beruhigen. Dem Geräusch

nach, das durchs Fenster drang, konnte man beurteilen, daß das Leben der Großstadt in vollstem Gang sei. Der Alte unterbrach als erster das Schweigen:

„Der Tibet-Luftexpresß geht um neun Uhr früh an dem Observatorium vorbei. Um vier Uhr ist er bereits hier. Heute abend oder im Laufe der Nacht werden wir bestimmt wissen, um was es sich handelt. Mit den Tatsachen in unserem Besitz können wir dann entscheiden, was mit dem zu tun sei, das uns so viel sorgenvolle Stunden bereitet, aber außerdem“, setzte er mit seiner kalten Stimme fort, „sehe ich bisher noch keinen Grund für Herrn Maler, sich derart zu beunruhigen und beim ersten Schatten der Gefahr die Selbstbeherrschung zu verlieren.“ Maler, der sich schon wieder beruhigt hatte, wollte etwas sagen und wartete ungeduldig auf das Ende der Rede des Alten. Als dieser endlich geendet hatte, sprach Maler rasch, als fürchte er, unterbrochen zu werden und keine Möglichkeit zu haben, seine Gedanken auszusprechen:

„Was mich angeht, mir ist es ganz gleich, ob Schimmer recht hat oder nicht“, sagte er. „Es ist für uns nicht besonders wichtig — ob eine neue Maschine existiert oder ob Schimmer uns die ganze Zeit nur etwas vormacht. Für mich ist nur eines wichtig —, das Ganze bietet uns eine glänzende Möglichkeit, einen Haufen Geld zu verdienen, so rasch, so leicht und so viel, daß ich nicht ruhig von der Sache sprechen kann. Und Sie, meine Herrschaften, Sie verbieten mir schon eine Woche lang, diese einzige, seltene Möglichkeit auszunützen. Ich werde es Ihnen nie verzeihen, falls ich Ihretwegen bei der Sache kein Geld verdiene. Die Lage wird unerträglich...“ Mit raschen Gesten sprach er: „Es genügt, einige Telegramme abzuschicken,

einige Telefonanrufe zu machen, und von allen Seiten werden Schillinge, Centimes, Kopeken, Rupien und Jens in breitem Strome zufließen. Mein Gott, mein Gott... Sie, meine Zuchthauswärter, verbieten mir das zu tun“, und er hob seine Hände affektiv in die Höhe. „Vier, sogar fünf Ausgaben könnten zu Ehren dieses X täglich herausgegeben werden, die ganze Welt würde ein Monat, zwei Monate, ja sogar vielleicht ein Jahr lang nur von X sprechen. Diesen X könnten wir als Feind aller Weißen, Schwarzen und Gelben hinstellen, kurz gesagt, als Feind der ganzen Menschheit. Ist der Stratoplan abgestürzt, die Schuld trägt X, ist es kalt am Nordpol, der X ist die Ursache, ist es heiß am Äquator, wieder nur durch den gemeinsamen Feind X. Ist ein Lokomotivführer betrunken und entgleist der Zug, der geheimnisvolle X ist wieder schuld. Alles würde unwichtig im Vergleich mit dem Kampf gegen X. Wenn Zweifel über sein Dasein entstehen würden, hätten wir ihn selbst geschaffen.“ Maler atmete auf und setzte ein wenig ruhiger fort: „Wenn er tatsächlich existiert, und Schimmer recht hat, würde der X endlich als Resultat dieser Jagd über die ganze Welt entweder gefangengenommen oder vernichtet werden. Wenn er gefangen wird, könnten wir seine Geheimnisse übernehmen und diese mehrmals um bares Geld verkaufen. Wenn er aber vernichtet würde, hätten wir außer einem ungeheuren Verdienst noch den Ruhm als Beschützer alles Moralischen und Sittlichen. In welcher Weise sich dies auswirken würde, wissen Sie genau so gut wie ich. Also warum noch Zeit verlieren? Außer Geldverlust kann uns nichts zustoßen, höchstens man verliert noch infolge der Erwartung die Nerven und die Gesundheit.“

Der Mann mit dem Gesicht eines Geistlichen lächelte liebenswürdig und machte eine beruhigende Gebärde, die Maler in einem Moment stumm machte. Dann sprach er:

„Mein lieber Herr Maler, Sie haben ganz vergessen, wie müde Herr Rupp geworden ist. Er braucht jetzt Ruhe. Wir werden jetzt nicht mehr lange warten, nur bis zum Abend. Haben wir so lange gewartet, werden wir auch dieses bißchen Geduld aufbringen. In einigen Stunden ist alles klar. Sie wissen, mein lieber Herr Maler, daß wir nie an Ihren außerordentlichen Fähigkeiten gezweifelt haben. Sie sind unser Stolz, Herr Maler. Alles, was Sie nur anrühren, wird reines Gold. Ihre Farmen, in denen Sie die besten Fachleute der Welt gesammelt haben und aus denen Sie statt Milch Patente melken, sind bewundernswert. Ihre Kontore, die diese Kriegsgeheimnisse zwischen verfeindeten Ländern verteilen, nach dem Prinzip — was man teurer verkaufen wird, Gift oder Gegengift, und beides gegen bares Gold, die stehen über jeder Kritik. Das Gold fließt in einem Strom in unsere Geldschränke und sein Schein erinnert uns immer an Sie, aber wir, Maler, machen ein großes Geschäft, das dank Ihrer Erfindungsgabe, Ihrer Aktivität und dank des vollkommenen Wissens des Menschen und seiner Leidenschaften, das Herr Rupp besitzt, eine Dividende abzuwerfen beginnt. Herr Rupp kennt die Menschheit. Er ist der Vertreter einer Familie, die schon jahrhundertlang Waffen an die ganze Welt lieferte. Und er, Herr Maler, er will warten. Wir werden auch warten, und wenn die Zeit kommt, dann handeln Sie. Das ist dann Ihr Gebiet, das ist Sache Ihres Talentes und Ihrer Fähigkeiten.“

Rupp, dessen spöttisches Lächeln in seinem Bart verschwand,

hatte sich inzwischen erhoben. Mit einem Schritt zur Tür sagte er mit klarer Stimme:

„Je schneller um so besser. Ihnen werde ich keine Komplimente machen, denn wir waren genug voneinander informiert, ehe wir unsere Zusammenarbeit begannen. Ja, Herr Jonson“, fügte er, sich an Jonson wendend, hinzu, „haben Sie schon befohlen, daß man den Film, den der Expresse-schaffner bringt, ins Laboratorium bringt?“ und er ging langsam und schwer, wie alte Leute gehen, zur Tür. Jonson öffnete die Tür und sagte ruhig:

„Sie haben recht, Herr Rupp, ich habe es schon getan, und außerdem warten schon unsere Autos auf uns.“ In kurzen Abständen fuhren die drei Limousinen mit ihren Besitzern in verschiedenen Richtungen davon.

An der Arbeit

Die Morgensonne strahlte über die mit Eis bedeckten Gebirgszüge des Himalaja. Quer über das Eisfeld gingen müde und erschöpft vier Männer. Ihre weißen Mäntel und Stiefel machten sie auf der weißen Oberfläche des Gletschers fast unbemerkbar. Sie trugen einige Kisten und blieben vor einem Abgrund stehen. Zwei Leute aus der Gruppe wurden zusammen mit den Kisten in den Abgrund hinuntergelassen. Die anderen, die oben geblieben waren, gingen zurück, die Schlitten mit der Kabelspule mitschleppend. Sie gingen rasch vorwärts und bald glichen ihre Gestalten zwei Gespenstern. Nur das Kabel, das wie ein dünner Faden am Boden lag, verriet die Anwesenheit

von Leuten. Die ersten zwei, die sich unten im Abgrunde befanden, arbeiteten rasch und sicher, selten einen kurzen Satz oder ein Wort wechselnd. Auf einer Bühne richteten sie einen vierseitigen Empfänger ein. Seine Röhren waren breit und unregelmäßig. „Jetzt“, sagte der eine, „müssen wir noch einen Platz für den Direktor finden und dann schnell in unsere Kajüte.“ Sie sahen sich um und erblickten in nicht allzuweiter Entfernung einen breiten glatten Eisblock. Dort hatten sie die letzte, noch nicht aufgemachte Kiste aufgestellt. An einer Wand der Kiste befand sich ein Knopf. Als diesen einer der beiden Leute betätigte, öffnete sich der Kistendeckel und in der Kiste war ein sonderbarer Mechanismus zu sehen, der aus verschiedenen Zifferblättern, Zeigern und Hebeln bestand. Während der eine die Apparatur regulierte, verband sich der andere mit dem obenhängenden Kabel. Als sie mit der Arbeit fertig waren, ließen sie sich müde am Boden des Abgrundes nieder. Der Jüngere nahm eine kleine, einem Photoapparat ähnliche Schachtel aus der Tasche und hob sie zum Mund. „Nord“, sagte der deutlich hinein und wartete. Er wiederholte das Wort mehrere Male, jedoch immer ohne Erfolg. Endlich, als er das Ding verzweifelt auf seine Knie legte, hörte er die Antwort: „Hier ist Nord.“ „Es ist alles fertig“, sagte er rasch. „Kommen Sie schnell zurück“, entgegnete die Stimme aus der Schachtel. Die beiden erhoben sich und gingen zu dem Seil, das an der Wand herunterhing. Es war schwer hinaufzuklettern. Die Füße fanden keinen Halt, und sie schlugen gegen die scharfen, vereisten Felsen. Endlich kamen die beiden, völlig erschöpft, hinauf. Kaum die Füße spürend, entfernten sie sich vom Abgrund. Der Weg über die Eisfläche war anstrengend.

Die Füße rutschten, einmal fiel sogar der Jüngere nieder. Als sie gegen tausend Schritte gemacht hatten, schaute der Jüngere auf einen Apparat, den er statt der Armbanduhr am Arme trug. Er schaute noch mehrere Male, und plötzlich blieben die beiden stehen und schauten hilflos um sich.

Eine spöttische Stimme, die aus dem Bergmassiv herausklang, riß sie aus ihrer Verlegenheit. „Zwei Schritte zurück, Elise, zwei Schritte nach rechts, Mehmed. Einen Schritt vorwärts und einen wieder nach rechts.“ Gleichzeitig sahen sie eine runde Öffnung auf dem Eisfeld. Beide vergaßen gleich ihre Ermüdung und eilten zur Öffnung. Kurz darauf waren sie im Innern der Ceron. Man half ihnen die warmen Sachen abzuliegen, und sie traten in eine gut geheizte Kajüte. Auf einem weichen Sofa nahmen sie Platz. Am Teetisch hantierte eine hübsche, schlanke Dame. „Trinken Sie und Sie werden sich bald erholen“, sagte sie, ihnen zwei Tassen Kakao reichend. „Hier haben Sie Butterbrote, Keks und Zigaretten. Ihre Arbeit war sehr schwer und gefährlich, aber Sie sind gesund geblieben, und das ist wichtig. Der Doktor sagte, Sie hätten Ihre Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Sie beendeten die Arbeit zur richtigen Zeit“, sagte sie ganz leise, fast flüsternd. „Der Doktor verläßt die Apparate keine Sekunde lang. Mir kommt es vor, als lege er viel Wert auf die ganze Geschichte.“ Es war in fünf Minuten neun Uhr, als in der Abteilung, wo der Doktor saß, ein Propellergeräusch hörbar wurde. Der Doktor ging zu einer kleinen Verteilungstafel, nicht weit von ihm, schaltete einige Hebel ein und schaute sorgfältig auf die Zeiger der Instrumente, die sich auf der Tafel befanden. Als er festgestellt hatte, daß das Geräusch von Nordosten kam, regu-

lierte er wieder die Einrichtungen, bis das Geräusch ganz deutlich wurde. Gleichzeitig konnte man auf einer kleinen Leinwand, die vor ihm stand, ein Flugzeug sehen.

„Sehen Sie dieses Flugzeug?“ fragte der Doktor den ins Zimmer tretenden Mirano. „Seine Geschwindigkeit übertrifft die des Tibet-Express. Es kann ihn ohne weiteres überholen. Da sitzt unser Freund, der Agent. Er beeilt sich, damit er rechtzeitig dem Schaffner den Film übergeben kann. Aber wir werden ja sehen, ob es ihm gelingt...“ Statt einer Antwort lachte Mirano auf. Der Doktor hielt einen Hebel und schaute wie ein Besessener auf die Leinwand, auf der das Flugzeug seine Kurven zog.

„Jetzt kommt es über die Grenze des Magnetfeldes... Jetzt ist es in der Kraftlinie... Und jetzt...“, der Doktor zog den Handgriff des Hebels zu sich, noch einen Moment setzte das Flugzeug seinen Weg fort, dann hob sich plötzlich sein Vorder- teil auf, fiel wieder herunter und stürzte dann, dem Piloten nicht mehr gehorchend, auf eine Bergesspitze ab. Man sah, wie sich der Pilot von den Riemen, mit denen er an den Sitz angebunden war, befreite und aus dem Flugzeug sprang. Zuerst fiel er wie ein Stein dem Erdboden zu, aber dann öffnete sich über ihm der Fallschirm, die Geschwindigkeit des Sturzes wesentlich vermindern- d. Als er schon in der Nähe der Erde war, erfaßte ihn der Luftstrom und warf ihn einige Male gegen die Felswand und endlich auf die eisige Barriere, einige hundert Meter von der Ceron entfernt. Nicht weit davon brannten die Reste des Flugzeuges. In der Kajüte vernahm man wieder das Summen des Propellers.

„Hören Sie, Mirano“, sagte der Doktor, noch immer blaß

vor Aufregung, „das ist der Tibet-Express. Ich gehe jetzt etwas essen. Passen Sie inzwischen auf, was der Mann weiter macht und wer ihm zu Hilfe kommt. Diese Katastrophe konnte für seine Kameraden nicht unbemerkt bleiben, und sie werden bestimmt in Sicht kommen. Dem Propellersummen nach glaube ich, daß sie irgendwo auf diesem Bergmassiv sind. Man wird in der Bücherei die Leinwand beobachten. Unsere Mitarbeiter haben wunderbare Augen, und was ihre Augen nicht bemerken, das erscheint dann bestimmt im Photofilm.“

„Und der Film, den er mitgehabt hat? Glauben Sie, daß er ihn bei sich hat?“ — „O nein“, entgegnete der Doktor. „Einige tausend Meter Filmstreifen kann man dem Express unterwegs nur in einer gutverpackten Kiste übergeben. Entweder fiel diese Kiste irgendwo beiseite oder sie ist mit dem Flugzeug verbrannt. Der Beobachter in seinem Nest mußte bestimmt das Original für sich behalten und sandte nur die Kopie. Also, auf Wiedersehen, Mirano, und warten Sie geduldig, bis der Fisch kommt, um unseren Köder zu verschlingen, das heißt, diesen unglücklichen und erschütterten Menschen.“

Als der Doktor das Speisezimmer betrat und in die nebenliegende Bücherei schaute, sah er die aufgeregte Gruppe seiner Mitarbeiter, die die Leinwand scharf beobachteten. Er lächelte vergnügt und setzte sich zu Tisch. Als die schlanke Dame ihn sah, nahm sie eine Flasche Kognak aus dem kleinen Schrank und reichte ihm eine Tasse Tee.

„Ich bin froh“, sagte sie, „daß es heute ohne Opfer ging.“

„Ich bemühe mich immer, ohne Opfer zu arbeiten, Helene“, antwortete der Doktor. „Menschenleben sind doch kostbar. Sie wissen doch, daß es im Falle des Stratoplans unmöglich war,

anders zu handeln. Das war ein abscheuliches, seelisch verfaultes Gesindel. Haben Sie nicht gehört, wie die verschiedenen Prediger seine Vernichtung feierten? Die Sender der Heilsarmee sagten, es sei Gottes Vorsehung gewesen, und die Menschheit würde ebenso vernichtet werden, wenn sie sich nicht bessere. Als wir von Daheim wegflogen, wußte ich, daß unsere Arbeit schwer, gefährlich und langwierig sein würde. Aber ich habe nicht gedacht, daß die Spekulanten unseren Widersächern ihr Kapital zur Verfügung stellen und die ihrem Geld zugänglichen technischen Schätze so gut und vollkommen ausnützen würden. Wir rechneten ja mit einigen Auseinandersetzungen mit irreführten Menschengruppen, die man leicht in Ordnung bringen kann. Ihre Macht wäre von Ceron vernichtet, ehe sie überhaupt etwas bemerkt hätten, aber jetzt sehe ich, daß in der Tat die Lage viel komplizierter ist. Sehen Sie im Zimmer das Bild des Bergmassivs. Da versteckt sich ein Glied jenes Ungeheuers, das unbemerkt und unhörbar die Welt ausnützt wie ein Unternehmer sein Opfer, das er für kurze Zeit aufgenommen hat. Wir rechneten nur mit verschiedenen Ambitionen der einzelnen Rassen, Nationen und Staaten, aber hier, am Pamir, zwischen Himmel und Erde, sieht man deutlich jenes Netz, das nach einem bestimmten Plan, ich weiß nicht wie lange, aber schon fast über die ganze Welt ausgeht ist.“ Die Uhr schlug halb zehn, und gleichzeitig hörte man die Stimme aus der Bücherei:

„Da sind sie! Da!“ Einige Dutzend Meter vom kleinsten Gipfel der Gebirgskette, der aber unheimlich steil und unzugänglich war, befand sich ein kleines Plateau, auf dem zwei Männer mit Feldstechern standen. Sie sahen sich in der Um-

gebung um. Einer zeigte mit der Hand auf das Wrack des Flugzeuges, das noch am Rande des Gletschers rauchte. Dann sprachen sie etwas miteinander und verschwanden in einer Öffnung, die hinter ihnen klaffte und die sich wieder schloß. Eine Viertelstunde verging, da öffnete sich plötzlich die Wand wieder, und man sah einen kleinen Flugplatz. Drei Männer schoben aus dem Hangar ein kleines Geschütz, das den Kanonen, die die Harpunen abschießen, ähnlich sah. In zehn Minuten war die Kanone fertig aufgebaut, die Leute gingen hin und her, brachten einige Gegenstände, und endlich waren die Vorbereitungen zu Ende. Alle drei hoben einen schweren Gegenstand, der einem Anker ähnlich sah, vom Boden auf und steckten ihn ins Kanonenrohr. Einer von ihnen überprüfte die ganze Einrichtung noch einmal, ebenso die Drähte, die von der Kanone in das Innere des Berges führten. Dann verschwand er. Im nächsten Augenblick flog der Anker in weitem Bogen heraus und fiel auf den Gletscher des gegenüberliegenden Abhanges, dort bohrte er sich in das Eis. Die an die Harpune befestigte Schnur wurde auf einer Spule aufgewickelt und zog eine Strickleiter hinter sich her, die nun über dem Abgrund hing. Die Leute auf dem Plateau kletterten nun, mit Eispickeln und Stricken ausgerüstet, über den Abgrund. Als der letzte von ihnen den Gletscher erreichte, sagte der Doktor:

„Meine Herren, jeder auf seinen Platz“, und ging mit Mirano in den unteren Teil der Ceron. In der Maschinenabteilung, in die sie zuerst gelangten, waren viele Elektromotoren mit jedem einzelnen Mechanismus der Ceron verbunden. Sie wurden auf eine besondere Weise, ohne Verbindungsdrähte oder derlei Einrichtungen, in Betrieb gesetzt. Nicht weit von

der Kommandobrücke befand sich eine Leinwand, auf der sich die vom Periskop eingefangenen Bilder zeigten. Dann gelangten sie in die chemische Abteilung, wo sich auf einer Seite ein gut eingerichtetes Laboratorium befand. Auf der anderen Seite stand eine Reihe von Behältern und Ballons, die mit verschiedenen Röhren und Schnüren untereinander verbunden waren. In der nächsten Abteilung standen außer Kisten mit Sprengstoffen und Sprengkörpern einige komplizierte, in ein Drahtnetz verschlossene Maschinen, auf deren Schilder ein Totenkopf gezeichnet war. Der Doktor näherte sich einer dieser Maschinen, während Mirano auf die Kommandobrücke stieg. Der Doktor beugte sich über einen Behälter, wo sich zwei kugelrunde Kontakte befanden, von denen aus ein dickes Kabel durch die Decke führte. „Ziele auf die kleine Tür“, befahl der Doktor und beugte sich wieder über die Kontakte. Er näherte sie einander und ein Blitz blendete die Augen.

„Ist schon gemacht“, sagte Mirano. Nach einigen Bewegungen der Hebel und Räder füllte sich der Behälter mit einer goldfarbenen Flüssigkeit. Noch einige Bewegungen des Mechanismus und zwischen den Kontakten und dem Kabel entstand ein Stromstreifen, der deutlich zu sehen war. Kurz darauf wurde der Streifen dunkelrot und floß noch intensiver zum Kabel. Der Doktor blieb einige Minuten bewegungslos stehen, dann trat er an eine Leinwand, auf der das kleine Plateau mit der Höhle und der Kanone zu sehen war. Er sah, wie zuerst das Eis schmolz, das den Stein bedeckte. In dichten Wolken stieg der Wasserdampf auf, nach einer Viertelstunde glühten die Felsen und bildeten einen feurigen Fleck auf dem weißen Schnee des Hintergrundes. Fünf Männer gingen ruhig zu den

rauchenden Resten des auf dem Gletscher liegenden Flugzeuges. Sie hatten keine Ahnung, was inzwischen mit ihrer Unterkunft geschah.

„Jetzt den Hangar“, sagte der Doktor und konzentrierte den tödlichen Strom auf dessen Eingang. Als der Stein, der den kleinen Eingang verdeckte, sich ein wenig abgekühlt hatte, richtete der Doktor den Strom wieder auf ihn, und zum zweiten Male aufglühend, brach der Stein zusammen und fiel in kleinen Stücken auf das Plateau.

„Jetzt versuchen wir den ersten Probeschuß.“ Dem Willen des Doktors gehorchend, eilte der Strom in die neugebildete Öffnung hinein. Man hörte ein paar schwache Detonationen und der Berggipfel erhob sich in die Luft, wie von einem Messer abgeschnitten. Mit Donnern und Klirren fiel er in den tiefen Abgrund und zerbarst in Stücke. Man hätte glauben können, die ganze Bergkette sei zerstört worden. Steine und Felsen verschütteten die ganze Umgebung und Lawinen stürzten hernieder. In der Ceron vernahm man lautes Stöhnen ganz in der Nähe des Flugschiffes. „Wo sind die Fünf?“ fragte der Doktor.

„Sie wurden vom Luftdruck zu Boden geschleudert und verschüttet, aber außer einem Nervenschock ist ihnen nichts passiert. Sie kommen bereits zu sich“, antwortete das Mädchen, auf die Leinwand schauend. „Drei von unseren Leuten sollen den Stöhnenden durch die kleine Öffnung in das Schiff hereinbringen, aber so, daß die Fünf sie nicht bemerken“, befahl der Doktor. „Der Stöhnende muß chloroformiert werden. Wenn er aufwacht, spielen wir eine Komödie, als ob wir harmlose Touristen wären, die ihn zufällig fanden. Verstanden?“

„Ja“, antwortete Elise lakonisch.

„Und Sie, Mirano, bringen mit den übrigen die Apparate zurück. Sie brauchen sich nicht zu beeilen, denn die fünf Genossen haben jetzt keine Zeit für uns. Sehen Sie einmal, wie sie laufen. Ich glaube, ihnen sind vor Angst Flügel gewachsen.“ Er lachte vergnügt. „Jetzt ist es aus mit dem Beobachter Nummer 1, und ich möchte mich wieder mit dem Norden in Verbindung setzen, denn unsere Kameraden machen sich sicher wegen uns Sorgen. Er schaltete einen Plattenspieler in den Sender, und der Torero-Marsch aus „Carmen“ klang durch den Raum. Als er zu Ende war, erklang, aus dem Äther kommend, als Antwort das Lied des Nordens.

Unten, in dem kleinen Salon, lag der Verwundete auf dem Sofa, auf dem Sessel lagen seine Sachen und der Fallschirm. Helene verband seine Wunden und Bill, ein hübscher Junge, mit lustigen, schwarzen Augen, half ihr dabei. Elise stand beiseite und las neugierig die Briefe und Papiere, die sie aus den Taschen des Verwundeten herausgenommen hatte. Das Lichtbild des Ausweises zeigte ein lebensfrohes, feingeschnittenes Gesicht. Einige Briefe, an Kurt Schimmer adressiert, trugen die Unterschrift „Deine Mutter“. Es lag noch ein Diplom bei, aus welchem hervorging, daß Schimmer einer der besten Piloten der großen Luftlinie war. Am meisten interessierte sie ein Päckchen, auf dem in drei europäischen und zwei asiatischen Sprachen die Adresse und der Text stand: „Der Überbringer bekommt eine große Summe in Gold“. Sie nahm das Päckchen und ging zum Doktor, der in seinem Zimmer saß. Er nahm ihr das Päckchen aus der Hand, öffnete es, und beide vertieften sich in die Lektüre.

„Ich, Kurt Schimmer, bin Diplom-Ingenieur und wurde Berufspilot. Ich wurde belogen und verlor jede Hoffnung, aus dem Geheimstützpunkt Nummer 1 lebendig herauszukommen. Der Stützpunkt befindet sich auf einem der höchsten Gipfel des Himalaja, der über den Wolken liegt, und seiner hochgestellten Lage wegen zur Kontrolle der Luftlinie dient. Wir haben noch einige kleine, weit weniger wichtige Stützpunkte, die die gesamte Luftlinie Europa—Ostasien sowie den Luftweg nach Indien über die zahlreichen Bergketten überwachen und dieselbe Wichtigkeit besitzen wie der Bosphorus für das Schwarze Meer und Gibraltar für das Mittelmeer. Wir, die wir freiwillig oder zufällig diese Stützpunkte schaffende Agenten geworden sind, sind sehr gut bezahlt. Unsere Familien bekommen eine außerordentlich hohe Unterstützung, aber es gibt keinen Rückweg, besonders für solche, die wie ich in leitender Stellung sind und mehr davon wissen als die anderen. Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß die Leute, für die wir arbeiten, Verbrecher sind. Nationalität, Pflicht und Moral, das alles existiert für sie nur soweit, als es ihnen bequem ist. Der Stützpunkt Nummer 1 ist so eingerichtet, daß er nicht nur als Beobachtungsposten, sondern auch in Zusammenhang mit den anderen Stützpunkten imstande ist, als Sperrstellung zu dienen. Sein Sender ist genau so stark wie der größte Sender der Welt. Er dient als Störsender, während die kleineren Sender dazu bestimmt sind, falsche Nachrichten zu verbreiten. Wir erhalten zum Beispiel einen Geheimauftrag, und laut diesem geben wir phantastische Nachrichten weiter, mit der Stimme des in Be-

tracht kommenden Senders. Für Europa geben wir die letzten Nachrichten über Asien und jenem wieder solche über Europa. Unsere Herren fälschen die Kommuniqués und fügen das, was ihnen nötig erscheint, hinzu. Es ist merkwürdig, daß selten Proteste einlangen. Wir haben nämlich zwei ausgezeichnete Imitatoren von Schauspielern, die in einem Saal jeden Tag üben. Wenn wir einen Auftrag erhalten, führen wir ihn bereits nach einer Stunde aus. Dieses Handwerk betreiben wir bereits ein Jahr lang. Es wundert mich, daß bisher noch keiner daraufgekommen ist, worum es sich dreht. Alle sind froh, daß die Welt dank neuer Erfindungen kleiner geworden ist und daß jeder Amateur die Sender Asiens hören kann. Ich persönlich habe zweimal die Panik auf der Börse mitangehört, die auf solche Weise geschaffen wurde. Und oft sind durch diese Propaganda Haß und Feindseligkeit zwischen den Völkern gesät worden. Wer sind diese Leute, die diese Aufträge geben? Ich kenne nur einen von ihnen, und der ist bestimmt einer von den Großen. Ich glaube, daß es drei Männer sind, die das Geschäft führen, und daß jeder seine Abteilung hat — Administration, Organisation und Durchführung. Ein rothaariger Mensch, frech und gierig, hat mich eingeführt. Meine Kollegen haben mich mit ihm in einem zweitklassigen Kabarett bekannt gemacht. Später haben wir uns nach seinem Wunsch in verschiedenen Großstädten getroffen, in denen ich dienstlich zu tun hatte. Erst jetzt sehe ich, wie stark und mächtig diese Leute sind. Sie halten die gesamte Weltprostitution in ihren Händen. Durch ihre Hände gehen alle jene Unglücklichen, die diesen Weg gewählt hatten. Auch mit Rauschgiften handeln sie. Der Rothaarige fühlt sich auf der Börse geradeso wie in jedem

Freudenhaus daheim. Einmal sah ich seine Frau. Sie saß in einer prächtigen Limousine, fett, mit Brillanten behängt, und wartete geduldig, bis er aus einem solchen Haus kam, wo er seine Anordnungen traf. Neben ihr saß ihre Tochter, genau so rothaarig wie der Vater. Die ehrenwerte Familie begab sich dann anscheinend in ihre Kirche oder zu ebensolchen ehrenwerten Leuten. Ich glaube nicht, daß sie vom Tun und Lassen ihres Gatten beziehungsweise Vaters nichts wußten, und trotzdem lachten sie vergnügt, während sie auf ihn warteten. Wer ihn treffen will, der hat Gelegenheit, ihn in diesen Kloaken zu finden. Dort macht er seine Geschäfte, dort engagiert er die nötigen Leute, und dorthin tragen ihm seine Agenten die Informationen. Die Nation, der Staat sind ihm vollkommen gleichgültig. Einmal heißt er Mister Jack, ein andermal Herr Jakob oder Mister John. Als ich den Vertrag mit ihm abschloß, ließ er eine kleine Schachtel, in der sich Visitenkarten befanden, aus der Tasche fallen. Als ich sie aufhob, las ich auf den Karten den Namen Mathilde Maler.

„Die ersten Visitenkarten meiner Tochter. Hübsch, nicht wahr?“ sagte Maler, indem er sie wieder in die Tasche steckte. Mein Vertrag sollte nach einem Jahr ablaufen, und trotzdem bin ich schon drei Jahre hier. Ich kann nicht weg von hier, denn mein Flugzeug kann nur eine kleine Menge Benzin mitnehmen, die nur für ein paar hundert Kilometer reicht. Es ist zu wenig, um das Gebirgsmassiv zu verlassen. Aus dem Stützpunkt heraus darf man nur mit Erlaubnis der zwei Aufseher, die jedes Halbjahr von einem Stützpunkt zum anderen versetzt werden. Ich will mich befreien, aber es besteht keine Hoffnung, daß der Versuch glückt. Darum bitte ich denjenigen, der meine Leiche

finden wird, diesen Brief zu veröffentlichen oder an die angegebene Adresse zu senden.“

Darunter war die Unterschrift und ein vor fünf Monaten gezeichnetes Datum. Als der Doktor mit dem Lesen fertig war, seufzte Elise unmerkbar auf.

„Der Arme hat so viel mitgemacht“, sagte sie.

Der Doktor nahm eine kleine Schachtel vom Tisch und drückte auf einen der unzähligen Knöpfe. Besorgt fragte er in die Membrane hinein: „Wie geht es dem Kranken, Helene?“

„Er hat kein Fieber und schläft. Er ist am ganzen Körper verletzt und scheint einen Nervenzusammenbruch zu haben. Um ganz gesund zu werden, braucht er einen Monat lang Ruhe und gute Pflege.“

„Ihn seiner Mutter zu schicken scheint mir unmöglich“, sagte der Doktor, sich wieder an Elise wendend. „In dem kleinen Sankt Pölten würde seine Ankunft zu einer Sensation werden, und seine Auftraggeber würden gleich davon erfahren. Sie würden ihn vernichten und gegen uns Maßnahmen ergreifen.“ In diesem Augenblick trat Mirano ein.

„Die Apparate sind schon da. Ich glaube, unsere fünf Freunde kommen bestimmt leicht herunter, denn die Explosion erleichterte ihnen den Weg. Es sind ein paar Gletscher herabgerutscht und haben einen breiten Weg gemacht“, sagte er.

„Bitte, Mirano, Sie und die anderen werden mit Hilfe unserer Flüssigkeit die Ceron vom Eismeer, in das sie hineingewachsen ist, trennen, indem Mehmed und Bill alle Maschinen in Betrieb setzen.“

„Wohin fliegen wir, Doktor?“ fragten Elise und Mirano gleichzeitig.

„Zu Stewars an den Gosausee, wir werden noch beim Essen diese Angelegenheit besprechen.“

Hoch über der Erde beendeten die Leute der Ceron ihre Mahlzeit und plauderten fröhlich. Endlich begann der Doktor zu sprechen:

„Der Brief von Schimmer gibt uns die Möglichkeit, diese Weltverschwörer zu finden. Sie sind zahlreich und bilden meiner Ansicht nach eine Aktiengesellschaft. Die Aktionäre sind in den einzelnen Staaten, aber die Führung liegt in den Händen nur weniger Leute. Schimmer nimmt an, daß es drei sind und daß der eine von ihnen Maler heißt. Außer diesem Namen hat letzterer noch bestimmt ein Dutzend anderer, aber wichtig ist, daß seine Tochter ebenso heißt. Wir müssen ihn festnehmen und nach der Ceron bringen. Was wir mit ihm machen werden, darüber zu reden wäre noch verfrüht. Um diese Aufgabe zu lösen, werden wir uns des getreuen Stewars bedienen, der schon vor drei Jahren in seiner Villa am felsigen Ufer des Gosausees eine Garage für die Ceron ausbaute. Man kann diese mit Hilfe eines besonderen Mechanismus öffnen und der unter Wasser liegende Eingang ist vom Ufer wie vom Wasser her getarnt. Von der Garage führt ein unterirdischer Gang bis zu Stewars Arbeitszimmer. In der Umgebung kann Stewars leicht den Schimmer unterbringen, denn er ist Österreicher und niemand wird sich für ihn interessieren, wenn er irgendwo in einer Berghütte wohnen wird. Er kann auch seine Mutter dorthin bringen lassen, bis die Sache erledigt ist und er die Möglichkeit hat, in seine Heimat zurückzukehren. Von Stewars werden wir alle Einzelheiten über den Aufenthalt der oberen Zehntausend erfahren, das heißt, wann man sie in

Biarritz, San Sebastiano, Deauville und Nizza treffen kann. Sobald wir dies erfahren haben, werden wir dorthin fahren und der Familie Maler nachspionieren, bis eines Tages der Paterfamilias kommt, um eine Zeitlang bei den Seinen zu bleiben. Solche Leute vergöttern gewöhnlich ihre Familien, aber die Familie selbst erlaubt dies nur so lange, als sie gut bezahlt wird. Bei Stewars werden wir unsere Nationalitäten wählen. Hefene wird sich in eine französische Ärztin verwandeln, die in Schanghai ihre Praxis angefangen hat und Bills Braut wird. Bill, selig, daß er die Stellung eines Ingenieurs in Michigan bekommen hat, reist schon drei Tage lang rings um die Welt. Elise und André werden russische Geschwister mit englischer Verwandtschaft, vermögend und unabhängig. Mehmed, ein reicher und fauler Orientale, ich — halb Europäer, halb Mongole, der sein Geld für die Unabhängigkeit einer Gruppe chinesischer Provinzen von der Republik China verschwendet und dabei ein wenig verrückt und sonderbar ist. Mirano bleibt Italiener. Er wird beauftragt, Maler aus Frankreich zu verschleppen und dem Fall einen politischen Charakter zu geben. Ich bin überzeugt, daß alles klappen wird. Durch Stewars werden wir uns gegenseitig informieren und in Verbindung bleiben. Seine Erscheinung, seine Bildung und sein Reichtum werden ihn zur Hauptperson unserer kleinen Gruppe machen, die sich an der Riviera amüsiert.“

Das Geheimnis des Gosauses

Es war gegen Mitternacht, als Stewars in seiner Villa am warmen Kamin saß und eine Zeitung las. Er war ein Herr in mittleren Jahren, dessen schönes Gesicht einen Ausdruck von Langweile trug. Seine dunklen Haare waren an den Schläfen nur so viel ergraut, um mit seiner schlanken jugendlichen Gestalt und den großen ausdrucksvollen Augen in Kontrast zu stehen. Er schaute in die Zeitung und zog die Augenbrauen hoch. Dort stand in großen Buchstaben über das ganze Blatt: „Erdbeben oder eine Explosion im Himalajagebirge?“ und ein großes, dickes Fragezeichen über die Hälfte der Zeitung. Am Boden lag eine spätere Sonderausgabe. Dort stand nichts, außer sensationellen Titeln und einer Reihe von Fragezeichen.

„Gestern wurde der Stratoplan vernichtet, heute explodieren die Himalajagebirge, morgen kommen unsere Hauptstädte an die Reihe. Der Blutdurst des neuen Vampirs ist unbegrenzt. Wie lange werden wir das alles noch erdulden und tatenlos auf unsere Vernichtung warten?“

Stewars ließ die Blätter fallen. Erinnerungen tauchten vor ihm auf. Er durchlebte wieder die Zeit, wo er mit dem Doktor und den anderen zusammenarbeitete, alle seine Kräfte und sein Vermögen der Ceron-Idee opfernd. Dann aber kam die schöne Irma zu ihm und ihn lockte ein friedliches Heim, eine zarte Frau und fröhliche Kinder. Er verließ die Gelehrten. Das letzte, was ihm sein Freund, der Doktor, sagte, war: „Warte auf uns. Der Tag kommt, wo wir der Welt unsere Macht zeigen werden.“

Gleichzeitig mit der hübschen Villa für die geliebte Frau

baute Stewars eine Unterkunft für des Doktors liebstes Kind, für die Flugmaschine Ceron, die am Nordpol geboren werden sollte. Es waren schon drei Jahre her. Die schöne Frau starb plötzlich im ersten Jahre der glücklichen Ehe und Stewars vergrub sich in seiner Villa am kleinen, schönen, aber wenig berühmten Gosausee und wurde darüber fast von allen vergessen. Seine Freunde ließen nichts von sich hören.

„Ist es möglich“, sagte Stewars leise vor sich hin, „daß der geniale, wahnsinnige Bursche seine Idee durchgeführt hat und jetzt in der Öffentlichkeit auftritt? Nein, das kann nicht sein. Er hätte mich doch verständigt. Wenn die Nachricht einmal gekommen wäre, müßte es doch auf dem Phonographen bleiben“, und er trat an den Apparat, der auf seinem Schreibtisch stand. Er hatte ihn schon lange nicht berührt, denn er glaubte, es sei alles aus mit seinen Freunden am Nordpol. Er schaltete den Apparat ein, und durch das Zimmer klang die geheimnisvolle Melodie des Liedes aus dem Norden. Die Nachricht war doch gekommen. Stewars schaltete das Licht ein und suchte fieberhaft das Datum, an welchem der Apparat das Lied empfangen hatte. In diesem Moment vernahm er ein leises Klopfen im Bücherschrank neben dem Kamin. Er schaute auf und traute seinen Augen nicht. Über dem Schrank brannte ein grünes Licht. Stewars lief zum Schrank und öffnete die Tür. Der Doktor trat ihm lächelnd entgegen.

Kurt Schimmer wurde am nächsten Tag in einer Berghütte am Dachstein untergebracht. Elise blieb bei ihm und pflegte ihn. Selbstverständlich hatten sich die jungen Leute ineinander verliebt. Als Schimmers Mutter kam und Elise wieder zu Stewars übersiedeln mußte, waren die beiden ganz traurig und

Schimmer versprach, sobald als möglich gesund zu werden, um auch in der Villa wohnen zu können. In der Villa unten befand sich niemand außer Mirano. Er erzählte Elise, daß Stewars nicht mehr zu erkennen sei, so lustig und jung sei er seit dem Eintreffen der Ceron. Die ganze Gesellschaft war schon in Nizza, und sie warteten auf Elise. Diese packte ihre Koffer und eilte ihnen nach. Ihre Freunde informierten sie gleich über alles, was sie erfahren hatten. Die Familie Maler war hier sehr bekannt, und man erwartete sie jeden Tag. Die Gesellschaft verbrachte die Zeit lustig und sorglos am Strand, im Kasino von Monte Carlo oder in anderen Städten. Sie hatten schon viele Bekannte und Freunde und wurden in bessere Kreise eingeladen. Die Damen vergötterten die männliche Schönheit Stewars, der sich gerne mit Helene und Elise zeigte. Bill und André machten neue Bekanntschaften, flirteten, fuhren Auto und waren bei allen Mädchen der mondänen Riviera beliebt. Als Mutter und Tochter Maler ankamen, war es keine schwierige Sache, ihnen vorgestellt zu werden. Die Mutter, eine üppige Brünette mit kleinen schwarzen Äuglein, zeigte sich gleich dem schlanken, blonden und sehr eleganten André geneigt. Bill begleitete ihre Tochter Mathilde zum Strand, ins Café und in die Bar. Man sprach, er sei über die Untreue seiner Braut Helene, die mit Stewars flirtete, verzweifelt und habe sich in Mathilde verliebt. Der Doktor und Mehmed verloren auch keine Zeit. Jeder begann für sich die Freudenhäuser der Riviera zu untersuchen. Sie wurden bekannt und beliebt in diesen Kreisen. Einmal trafen sie sich auch in einem solchen Salon und wurden einander vorgestellt. Später sah man sie öfters zusammen. Man sprach, daß Mehmed die Ware für

sein Geschäft im Orient suche und den Doktor überreden wolle, die Sache zu finanzieren.

Es war schon ein Monat vergangen, aber in der Presse hörte man nicht auf, gegen den fliegenden Vampir zu hetzen. Jeder Tag brachte neue Einzelheiten oder Nachrichten über phantastische Katastrophen, die von ihm verursacht wurden, von der Vernichtung ganzer Großstädte und Staaten. Eine der größten Sensationen war der Überfall auf Moskau, wobei die Stadt vollkommen zerstört wurde. Alle Zeitungen brachten haarsträubende Einzelheiten. Sofort darauf erschienen wieder Dementis, aber viele Rivierabesucher waren fest davon überzeugt — wo ein Rauch ist, da ist auch ein Feuer —, daß in der Tat etwas vernichtet wurde. Doch spürte man schon, daß die Leser für die Grausamkeiten des Vampirs wenig Interesse zeigten. Als Bill eines Tages wie zufällig den Doktor am Strande traf, flüsterte er ihm zu, daß Mathilde Maler zu ihrem Geburtstag ein hübsches Auto von ihrem Vater bekommen sollte. Doch der Vater entschuldigte sich, er könne nicht zu ihrer Geburtstagsfeier erscheinen. Er würde ein paar Tage später kommen. Gleichzeitig erfuhr Mehmed von dem Besitzer eines Freudenhauses, daß er den allmächtigen Mister Jack erwarte.

„Er ist der allmächtige Gott selber in unserem Geschäft“, sagte er, „wenn er zu Ihnen ja sagt, werden Sie ein reicher Mensch, unter der Bedingung selbstverständlich, daß sie ihm bedenkenlos gehorchen. Würden Sie es aber wagen, gegen ihn zu arbeiten, wären sie bald fertig. Er ist ein zu großer Mann, als daß man gegen ihn aufkommen könnte.“

Einige Gestalten spazierten den Abhang entlang, wo man

im Fels bohrte, um mit Hilfe von Dynamit den Platz für einen Wolkenkratzer zu schaffen. Weit unten lag der Botanische Garten, der Hafen, das Kasino und die Straße, die Frankreich von Monako trennte. Von einer Seite kam der Doktor, der den gelangweilten Touristen spielte. Von einer anderen eine fröhlich lachende Gruppe, unter der auch André und Stewars waren. Sie trafen sich nicht weit vom Abhang und gingen nun hinunter zum Platz, der über der Monte-Carlo-Straße dominierte und mit Gebüsch bepflanzt war. „Wir müssen genau wissen, wo und mit wem Maler die Zeit verbringt, wenn wir Erfolg haben wollen“, sagte der Doktor.

„Mehmed wird mit ihm geschäftlich verhandeln und ihm nachspionieren. Alles andere können wir von seiner Tochter erfahren. Seine Frau ist zu dumm. Von ihr kann man kaum etwas herausbringen. Ich glaube, es wird am besten sein, wenn Bill um ihre Hand bittet. Wenn sie einverstanden ist, fahren wir mit dem Bill fort, wenn nicht — um so besser, aber er wird die Möglichkeit haben, sie über ihren Vater auszufragen, ohne verdächtig zu wirken. Alle Neuigkeiten wird uns Helene übermitteln, die Bill immer wieder Eifersuchtsszenen und Skandale machen kann, um sich öfter mit ihm zu treffen. Wenn alles fertig sein wird, werden Helene und Bill in einem Boot spazierenfahren und nicht mehr ins Hotel zurückkehren. Man wird glauben, sie seien ertrunken oder hätten sich versöhnt und wären abgereist. Helene habe Stewars verlassen und Bill Mathilde. Einige Kilometer von der Stadt entfernt wird Elise sie erwarten, die ihnen Kleider und zwei Karten dritter Klasse übergeben wird. Dort treffen sie bestimmt keine Bekannten. Über die Schweiz und Innsbruck fahren sie dann nach Gosau.

Stewars wird verzweifelt sein, aber später wird ihn Elise trösten. Ihr Bruder wird sie wegen eines Familiendramas in der Heimat verlassen. Stewars wird mit ihr nach Italien fahren, Mehmed und André bleiben bei mir.“

Die gleichen Gegner

Bill und Mathilde spielten Tennis, anscheinend hat jeder sein Bestes gegeben, um zu gewinnen. Der Ball flog von einem zum anderen, ohne den Boden zu berühren. Mathilde brach als erste das Spiel ab, und ihr Ball flog weit über den Zaun.

So hatte sie Gelegenheit, mit Bill ein Gespräch zu beginnen:

„Was ist mit Ihnen los, Billy? Wir kämpfen heute wie um Davis' Becher. Heute ist unser letztes Spiel. Haben Sie schon gehört, daß wir morgen oder übermorgen nach Lido übersiedeln? Tut es Ihnen nicht leid, Billy?“

„Nein“, sagte Bill ruhig. Mathilde schaute ihn verblüfft und enttäuscht an. „Denn“, setzte Bill lächelnd fort, „ich fahre Ihnen nach und von dort wieder in die Stadt, in der Sie wohnen werden. Ist es Ihnen nicht klar, daß ich Sie liebe?“

„Und Helene?“ fragte Mathilde ein wenig kühl.

„Helene, sie entbindet mich von allen Pflichten bei ihrem Benehmen gegen Stewars. Außerdem, meine Gefühle waren mehr eine Pflicht, die ich in Asien auf mich nahm. Da waren so wenige Weiße und noch weniger weiße Frauen. Sie war eine vermögende Ärztin, die freiwillig an das Ende der Welt kam. Ich war verwundet, sie pflegte mich. Das war alles. Sie habe ich von ganzem Herzen lieb, Mathilde, und ich bin fest über-

zeugt, daß wir gut zusammenpassen werden“, und er umarmte sie zart. Sie ließ es ruhig geschehen.

„Ihre Mutter hat Sie nicht gern, Mathilde, und ich möchte mit Ihrem Vater sprechen und ihn bitten, Sie mir zu geben, aber Sie haben nie von ihm gesprochen. Wo ist er? was macht er? Wo kann man ihn erreichen?“ — „Wo?“ sagte Mathilde, „das ist ein Geheimnis, aber ich werde es Ihnen sagen. Heute ist er hier, morgen werde ich mich mit ihm in Monte Carlo gegen zweiundzwanzig Uhr im Café Paris treffen. Sie können mich begleiten, aber sprechen Sie nicht mit ihm. Wozu? Wir beide sind gleicher Ansicht. Das Leben dient nur zum Sparen und Verdienen. Wie — ist ja ganz egal, wichtig ist — Verdienen. Verdienen und nur Verdienen ist die einzige Pflicht des Mannes. Vor der Ehe zu lieben oder den Ehegatten zu lieben ist ein Luxus. Aber wenn man verheiratet ist, wäre es erwünscht, einen Liebhaber zu haben. Manchmal ist es notwendig, jedenfalls amüsant. Zum Liebhaber möchte ich Sie gerne haben, aber zum Gatten sind Sie nicht genug vermögend und einflußreich. Ich weiß, daß Sie es mir nicht übelnehmen werden, da wir doch Geschäftsleute sind. Nicht wahr, Bill?“

„Aber selbstverständlich, Mathilde“, antwortete der junge Mann.

„Und jetzt, Bill, gehen wir an den Strand, wo sich schon, selbstverständlich mit ihrem Russen, die Mama befindet. Er ist sonderbar. Sie ist wahnsinnig verliebt, er verstellt sich. Obwohl sie ihm ganz deutlich Geld anbietet, merkt er es nicht. Immer treu, immer liebenswürdig und nett, bleibt er bei ihr, ohne etwas zu verlangen. Ist das nicht komisch, Bill?“

„Er ist ein Dichter, Mathilde, und Dichter sind alle so.“

„Vielleicht, Bill. Die Dichter sind Leute ohne praktischen Sinn“, sagte Mathilde nachdenklich. „Nur ein ganz unfähiger Mensch konnte so lange bei meiner Mutter bleiben, ohne ihre Sympathie auszunützen.“

Die frischen Spuren

In einer finsternen Straße fand Mehmed das Haus, über dessen Eingang eine rote Lampe leuchtete. Er drückte auf die Türklinke. — Schrill klang die Glocke. Es vergingen einige Minuten, bis sich ein kleines Fenster oben öffnete und jemand herunterschaute. Dann wurde die Tür aufgemacht.

„Ich möchte zum Herrn Groß“, sagte Mehmed.

„Er ist nicht da.“

„Dann zur Susanne“, und er ging am Portier vorüber in den breiten Gang. Aus dem Saale kamen die lustigen Klänge eines Foxtrotts, und man hörte fröhliche Stimmen. Mehmed trat in einen prächtigen, aber geschmacklos eingerichteten Salon. Auf den Tischchen lagen schöne Photoalbums mit Bildern, nach denen nur die besten Kunden Damen für sich wählen konnten. Ein weicher, dicker Teppich bedeckte den Boden und machte Mehmeds Schritte geräuschlos. So hörte man ihn nicht, als er an die Tür zu Susannes Zimmer trat. Drinnen hörte er die unterwürfige Stimme Groß', der mit einem Herrn Jack, wie er ihn öfters nannte, sprach. Mehmed lächelte vergnügt, als er die Tür breit aufmachte.

„So empfängst du deine alten Freunde, Susanne“, lachte er und trat hinein. Aber Susanne war abwesend. Im Zimmer

saßen zwei Herren. Es wurde ganz still. Endlich stellte Groß den Neuangekommenen vor, während ihn der andere neugierig und finster anblickte. Mehmed entschuldigte sich mit der Begründung, daß er sich mit Susanne verabredet hätte, und wollte gehen. Aber Groß, der sichtlich froh war, eine unangenehme Zwiesprache unterbrechen zu können, erzählte schon Maler von Mehmeds Projekt, in den Städten Asiens, wo sich Militär aufhielt, Freudenhäuser einzurichten. Groß tat alles, um Maler zu interessieren. Er ergänzte Mehmeds Idee, entwickelte das, was seiner Meinung nach Maler interessieren konnte. Maler war nicht allzu unzufrieden. Er stellte eine Reihe von professionellen Fragen, die Mehmed bereitwilligst beantwortete. In der Türöffnung zeigte sich Susanne, eine blonde, schöne Frau in leichtem Abendkleid. Verwundert blickte sie Mehmed an.

„Champagner“, befahl Maler kurz, worauf sie wieder verschwand. „Ich liebe diese Art von Handel, wie es Groß nennt“, sagte Maler. „Ich habe mich mit einer kleinen Summe an Groß' Unternehmung beteiligt und bin zufrieden. Groß hat gute geschäftliche Beziehungen in seinen Kreisen, und er wird Sie seinen Geschäftsfreunden in anderen Städten empfehlen. Wenn Sie die Organisation gesehen haben, werde ich Ihnen schreiben. Ich kann Ihnen meine Hilfe versprechen. Ich habe nicht allzuviel Kapital, aber es wird genug sein, um ein anständiges Geschäft zu finanzieren.“ Mehmed verbeugte sich. „Und jetzt schauen Sie sich das Album an, welches ich dem Groß gebracht habe. Es sind bemerkenswerte Bilder drinnen“, sagte Maler. Mehmed konnte bemerken, daß, während er sich abgewandt hatte, Maler dem Groß ein Stück Papier reichte. Man brachte Wein,

und Maler führte die neue Ware hinein. Man hatte die Frauen in verschiedenen Posen photographiert, und Mehmed bemerkte, daß er auch einige Male mitphotographiert war. Maler war ein freundlicher und liebenswürdiger Gastgeber. Es wurde viel getrunken, gelacht und getanzt. In der Morgendämmerung brach man schließlich auf. Ein ungewöhnlich großer und prächtiger Lincoln wartete auf Maler. Mehmed betrachtete ihn aufmerksam, und in einer Stunde beschrieb er ihn ausführlich dem Doktor. Mehmed war der Meinung, daß in der Stadt kein zweiter Lincoln zu bekommen war, und er schlug vor, bei der Fordvertretung einen ebensolchen Lincoln zu bestellen. „Nur“, sagte er, „stellen wir die Bedingung, Malers Lincoln auszuprobieren. Wir geben einen größeren Vorschuß, und die Vertretung wird schon eine Möglichkeit finden.“

„Ist ja großartig“, sagte der Doktor, der gleich alles verstanden hatte. „Mehmed, Ihre Idee ist glänzend.“

Am nächsten Tage in der Früh war schon der Doktor bei der Fordvertretung. „Es ist selbstverständlich möglich“, sagte der Direktor, „aber man müßte den Fahrer von diesem Herrn Maler überreden. Das wird natürlich etwas kosten.“ Der Doktor spielte einen eigensinnigen Millionär.

„Es mag kosten, soviel es mag, aber ich möchte die Maschine noch heute ausprobieren.“

Um vier Uhr nachmittags kam einer der Beamten der Vertretung zum Doktor und führte ihn in ein kleines Kaffeehaus, wo sie den Fahrer Malers trafen. Geld machte den Fahrer liebenswürdig, und er war einverstanden, am Freitag in Monte Carlo, wo Maler einige Stunden zu verbringen beabsichtigte, den Wagen der Fordvertretung zur Verfügung zu stellen, da-

mit der Doktor sich überzeugen konnte, daß das Auto wirklich ausgezeichnet lief. Im Café Paris traf eine größere Gesellschaft zusammen. Maler feierte noch einmal den Geburtstag seiner Tochter. Seine Frau war ein wenig traurig, daß André abwesend war, und seine Schwester Elise, bei der sie sich über sein Befinden erkundigen konnte, war auch nicht zu sehen. Inzwischen zeigte der Fahrer dem Doktor Malers Auto. Der Doktor wollte selbst den Wagen fahren. Der Fahrer überzeugte sich, daß sein Herr noch immer bei Tisch saß und fuhr mit dem Doktor weg. Unterwegs bat ihn der Doktor, das Licht auszulöschen, denn es wäre zu grell für seine Augen. Nach zehn Minuten waren sie wieder am Platz vor dem Café. Der Doktor bedankte sich und verschwand.

Gegen drei Uhr früh war das Familienfest zu Ende. Stewars fuhr mit Helene zusammen, Bill begab sich mit der Frau und Fräulein Maler nach Nizza, indes Herr Maler die Richtung nach Cannes nahm. Seine rosige Laune verschwand, als er nach kurzer Zeit Rauch verspürte. Er ließ halten, und der Fahrer suchte fieberhaft nach dem Feuer. Es war finster und es regnete. Plötzlich hörte man das Signal eines anderen Autos, und ein alter Lancia überholte sie und blieb stehen. Im Lancia saß der besoffene Mehmed und schimpfte laut. Maler hieß seinen Fahrer das Suchen nach dem Feuer einstellen und fragte Mehmed, wohin er führe. Hierauf lud er ihn ein, in seinem Auto Platz zu nehmen und versprach, ihn mitzunehmen, weil er nach Rom führe und ihn unterwegs nach Cannes bringen könnte. Inzwischen untersuchte André, der die Fahrerlivree trug, den Lincoln und stellte fest, daß infolge eines Kurzschlusses die Karosserie zu brennen begonnen hätte.

„Schalten Sie den Akkumulator aus, und mit dem“ — er zog dabei einen Feuerlöschapparat aus seinem Auto — „werden Sie den Brand löschen. In einigen Stunden können Sie Ihren Wagen in eine anständige Reparaturwerkstätte einliefern.“ Er nahm wieder Platz am Volant, und sein Wagen setzte sich stöhnend und ächzend in Bewegung.

„Was für ein Parfüm haben Sie, mein lieber Jack?“ fragte Mehmed ausgelassen. „Es ist ausgezeichnet, und ich bin überzeugt, daß es eine Frau, besonders eine europäische, vollkommen wahnsinnig machen kann. Maler zwinkerte listig: „Aber Sie, Mehmed, werden bestimmt noch bessere Sachen für sich haben.“ Mehmed lachte: „Versuchen Sie mal, lieber Jack“, und er reichte ihm eine Schachtel mit Bonbons. „Das heißt: ‚Der Kuß des Orients‘ — und das“, er öffnete ein kleines Fläschchen, „ist ‚Die Freude des Lebens‘.“ Maler nahm ein Stück von den Bonbons und atmete tief den süßlichen Geruch ein, der aus dem Fläschchen emporstieg.

„Wunderbar“, sagte er, indem er sich an die Wand des Autos lehnte. Mehmed betrachtete ihn ein paar Minuten. Maler rührte sich nicht, plötzlich in Schlaf versunken. In Cannes folgte ihnen ein kleines Auto, in dem Elise mit dem Doktor fuhr. Als die Lichter von Cannes unsichtbar wurden, machten die beiden Autos halt. Mehmed setzte sich zu André, und der Doktor nahm Platz neben Maler.

„Elise, du bleibst bei Stewars, wir können nicht auf dich warten, weil wir alle Spuren vertilgen müssen. Wenn es dir nicht paßt, kannst du leben, wo du willst, aber verliere nicht die Verbindung. Wir können auch nicht auf Bill und Heléne warten. Sie können sich versöhnen. Jetzt kann man das ja ein-

facher machen, und in deinem Auto können sie ihre Weltreise fortsetzen. Elise wartete einige Minuten, bis der Lancia aus dem Licht verschwand. Es wurde ihr traurig und schwer zumute. Sie fühlte sich so einsam und verlassen von allen. Die Straße nach Ventimilia lag öde in der Dämmerung vor ihr. Von Cannes näherte sich ein Lastauto. Elise setzte sich wieder in ihren Wagen und machte einen großen Bogen. Sodann fuhr sie zurück nach Nizza, ohne sich irgendwo aufzuhalten. Der Lancia mit dem Doktor und dem bewußtlosen Maler blieb in einer schattigen Allee stehen, die zu der vom Doktor und Mirano bewohnten Villa führte. Man lud den ohnmächtigen Maler in die große Gepäckskiste eines altmodischen Packards ein. Es stand ein weiter Weg bevor, der über ganz Norditalien, über Südtirol und Tirol bis zum Dachsteingebirge führen sollte. An der Grenze wollte man Maler für kurze Zeit zu sich kommen lassen. Ein falscher Ausweis lautete auf den Namen Rentier Amerow aus der exotischen Republik Honduras. Der Doktor und Mirano fuhren mit ihm weiter, indes Mehmed und André in ihrem Lancia eine andere Richtung nahmen, um die Spuren zu vernichten. An der Grenze machte man dem schwererkrankten Finanzmann, der mit seinem Hausarzt und Sekretär zu einem Konsilium fuhr, keine Schwierigkeiten. In den frühen Abendstunden waren sie schon am Gosauee. Schimmer schickte den Diener mit einem Brief nach Ebensee fort. Die Köchin verhandelte mit Hallstätter Fischern wegen Fischlieferungen, so daß keine überflüssigen Augen sahen, wie der ohnmächtige Maler ausgeladen und in die Ceron hineingebracht wurde. Den alten Packard hatte man hinter der Garage mit Hilfe eines besonderen Apparates verbrannt, die Reste abgekühlt und als

einen Haufen formlosen Metalls auf die Ceron gebracht. Nachdem Mirano^o alles vernichtet hatte, was seine und seiner Kameraden Anwesenheit in der Villa bestätigen konnte, rief er Schimmer an und lud ihn ein, das Nachtmahl bei ihm einzunehmen. Es war schon ziemlich spät, als sie den Diener auf seinem Fahrrad in den großen Hof der Villa einfahren sahen. Gleich nach ihm erschien auch die Köchin. Nach dem Nachtmahl befahl Mirano den Dienstboten, in ihre Zimmer zu gehen, dann begab er sich mit Schimmer in das Arbeitszimmer. Er schrieb einige Zeilen an den Diener, was er in seiner Abwesenheit zu tun habe. Hierauf machte er den Bücherschrank auf und ging mit Schimmer den Gang zum See hinunter. Sie gingen längere Zeit und hörten immer deutlicher das Geräusch der steigenden Wellen. Draußen heulte der Sturm. Endlich war der Gang zu Ende. Ein Wasserstreifen lag zwischen Kai und der Ceron. Sie stiegen an Deck und durch eine Lücke begaben sie sich in das Innere. Dort wurden sie von André erwartet. André begrüßte Schimmer freundlich und bat ihn, ihm zu folgen. Nach einer Weile betraten sie den Salon, wo sich Mehmed, der Doktor und Maler befanden. Maler war schon zu sich gekommen und dankte die ganze Zeit dem Mehmed, der ihm sagte, daß er während der Fahrt ohnmächtig geworden wäre. Mehmed erzählte ihm, daß einer der besten Ärzte kommen müsse, um festzustellen, ob Maler weiterfahren könne.

„Da kommt er endlich“, lächelte der Doktor Schimmer entgegen, als er ihn in Begleitung Andrés sah.

„Nein, nein, ich war es nicht, andere...“, schrie Maler mit unmenschlicher, schrecklicher Stimme, und mit Schaum auf den Lippen fiel er zu Boden. Man legte ihn auf das Sofa, und der

Doktor beugte sich über ihn. Mirano und André gingen mit Schimmer hinauf. Sie waren erschüttert, und keiner sagte ein Wort. Als André von Schimmer Abschied nahm, sagte er leise: „Elise ist zurückgeblieben, sie kommt wahrscheinlich bald mit Stewars.“ Schimmers Augen leuchteten auf.

„Ist es wahr? Oh, wie glücklich ich bin!“ sagte er und schüttelte lange Andrés Hand. „Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich sie nimmer sehen werde.“ Er blieb auf dem Kai stehen und bemerkte, wie sich die Ceron langsam zu bewegen anfing. Die Ceron kam aus der Garage heraus, und die Tür ging gleich wieder zu. Schimmer hörte, wie die Motoren beim Starten summten und wußte, daß sich die Ceron nun langsam in die Luft erheben würde. Er ging wieder den Gang hinauf und wußte nicht, ob alles Wirklichkeit war oder ob er geträumt habe. In der Ceron entwickelte sich weiter Malers Tragödie. Er kam wieder zu sich. „Wo bin ich?“ fragte er erschrocken den Doktor.

„In den Händen Ihres Vampirs“, lautete die harte Antwort. Wahnsinnige Angst leuchtete aus den Augen Malers. Schreien konnte er nicht, weil Spasmen seine Kehle drückten. Er heulte nur.

„Warum mich, warum gerade mich... Ich bin klein und arm... Sie haben mich gezwungen. Sie... Rupp, Jonson... Warum mich?“ Auf einmal wurde er ganz still und fiel auf die Sofalehne zurück. Der Doktor ging hinaus. Als er zurückkam, fand er Maler tot auf. Mit ausgerollten Augen und verzerrtem Gesicht lag er da. Der Doktor rief die anderen. Die Ceron kam wieder herunter. Man umwickelte Maler mit einem Leintuch, befestigte die Füße an die Packardreste und warf

ihn in die unter der Ceron erschienene Wasserfläche. Draußen war es kalt und windig. Man wußte nicht, was für ein See es war. Man ging wieder in das Innere, ohne sich im Salon aufzuhalten, wo sich noch vor ein paar Minuten Maler befunden hatte. Als der Doktor aber in seine Kajüte gelangte, wendete er sich entschlossen um und ging wieder in den Salon. Er schaltete seinen Sender ein, und hell klang das Lied des Nordens. Nach und nach erschienen andere Kameraden in dem Salon. Die Ceron sauste inzwischen durch die Atmosphäre, sich schnell ihrem Ziele nähernd.

Feldzug gegen Ceron

Die geheimnisvolle Explosion im Himalajagebirge wurde nicht nur eine große Sensation, sondern sie hatte auch ernste politische Folgen. Das Himalajagebirgsmassiv, von dem man jahrhundertlang gedacht hatte, daß es nur an zwei Stellen zugänglich wäre, erschien jetzt in einem anderen Licht für die interessierten Staaten. Das Gebirge, das man immer als den traditionellen Verteidiger der zu seinen Füßen liegenden Staaten betrachtete, wurde jetzt zu ihrem größten Feind. Die Touristen, die sich in das Gebirge begaben, brachten immer neue Beweise, daß die Explosion einen außerordentlich begünstigten und befestigten Stützpunkt vernichtet hatte. Zahlreiche Agenten sammelten diese Nachrichten. Beweise, Vermutungen und Lügen brachten sie dorthin, wo man sie brauchte. Jetzt wurde es unmöglich, jemanden zu überzeugen, daß im Nest etwas anderes als ein paar tausend Mann Besatzung war. Jeder

Staat verdächtigte seinen Nachbarn, daß dieses Nest sein Werk wäre. Jeder Staat beriet, wie er sich vor einem unerwarteten Überfall schützen könnte. Je liebenswürdiger und freundlicher die gegenseitigen Beziehungen waren, um so mehr Millionen gab man extra für Kriegsrüstungen aus. Man spürte die gespannte Lage in allen Kreisen der Bevölkerung. Man wurde zerstreut und erbittert. Die Presse konnte nicht mehr die öffentliche Meinung bilden, im Gegenteil, die Stimmung der Masse zwang die Presse, ihr Spiegel zu werden.

Bei Rupp und Jonson war die Arbeit in vollem Gange. Der große Konzern, der eine Menge Unternehmungen in sich schloß, wurde zu einem Ameisenhaufen. Das Gehirn des Konzerns befand sich in demselben Gebäude, war aber vom Parteienverkehr vollkommen isoliert. Hier wurde nur der enge Kreis der Geschäftsleute zugelassen. Die Witve und die Tochter Malers versuchten umsonst, den Leiter des Konzerns zu Gesicht zu bekommen. Sie erhielten immer die gleiche Antwort: „Verreist.“

Aber Malers Schicksal wurde im Konzern nicht vergessen. Das Unangenehmste war, daß das Rätsel seines Verschwindens bisher ungelöst war und ihm alles Geld nichts helfen konnte. Weitaus unangenehmer war die Tatsache, daß man bisher nicht erfahren konnte, wer ihren Plan zerstört hatte und den Verlust von Millionen verursachte sowie den Konzern zwang, die ganze Organisation zu ändern. Es ging alles so schlecht in der letzten Zeit. Der Goldstrom, der dem Unternehmen früher in stärkerem Maße zufließ, wurde immer geringer. Es wurde immer schwieriger, die öffentliche Meinung zu bilden. Man mußte sich den Situationen anpassen, um von den Ereignissen nicht

überwältigt zu werden. Man spürte, daß der Konzern immer am gleichen Punkt blieb. Man hoffte, aus Malers Unfall nützliche Erfahrungen zu ziehen, aber alles war umsonst. Einmal, als Rupp seine Ohnmacht besonders deutlich fühlte, begab er sich zu Jonson.

„Ich glaube, Jonson, Sie möchten die Situation genau so gern klären, wie ich, nicht wahr? Die Ungewißheit, in der wir uns jetzt befinden, hemmt den Arbeitsvorgang und verursacht immer größere Schwierigkeiten beim Ausbessern von Fehlern. Es ist schon viele Male passiert, daß man uns Bestellungen abschlug, wo wir früher die Götter waren. Für die Presse geben wir immer mehr aus, nicht, um zu verdienen, sondern nur, um die Verluste zu vermindern. So geht es uns bei allen anderen Geschäften. Unsere Angst vor dem unbekannten Schreck rief in der Welt eine Unzufriedenheit hervor, die uns ungeheure Verluste brachte. Wir müssen etwas unternehmen. Hören Sie mal zu, was ich ausgedacht habe.“ Und er zeigte Jonson ein Stück Papier, auf dem der Konzernaufruf an alle Völker geschrieben stand. Jonson nahm ihn schweigend und las.

„Die Technik gab den seelisch verfaulten Menschen die Möglichkeit, Piraten und Vampire der heutigen Zeit zu werden. Diese Banditen vernichteten den Stratoplan, die größte Erfindung der letzten Jahrhunderte. Sie bauten ein Räubernest im Himalajagebirge, und es war nur ein Zufall, daß es früher vernichtet werden konnte, bevor es der Welt unendlich schadete. Diese Banditen sind die Kriegshetzer in allen Staaten der Welt. Sie sind Feinde der gesamten Menschheit. Der Konzern gründet einen Fonds für den Kampf bis zum letzten gegen diese Unmenschen. Er opfert hundert Millionen Dollar für

diesen Kampf. Alle sollen mithelfen, alle sollen spenden. Centimes und Millionen! Unser Leben, unser Fortschritt und unser Schicksal befinden sich in unseren Händen. Lassen Sie daher spenden.“

Am nächsten Tage brachten die Frühausgaben aller Zeitungen diesen Aufruf. Die Abendausgaben ergänzten den Aufruf. Da stand:

„Helfen Sie uns beim Feldzug gegen den Vampir, der die Kultur und das Leben unseres Zeitalters gefährdet. Unterstützen Sie uns alle, die kein Blut wünschen.“ Die Schlacht begann.

Alle Mittel sind gut genug, um das Ziel zu erreichen

Es war ein trüber, regnerischer Herbsttag, als ein Taxi vor einem grauen, alten, verwitterten Haus mit geschlossenen eisernen Jalousien hielt. Die Neuangekommenen mußten ziemlich lange warten, bis die massive Eingangstür aufgemacht wurde. Eine alte Frau mit faltenreichem Gesicht führte sie langsam eine breite hölzerne Stiege hinauf in den zweiten Stock. Sie ließ die Leute im Treppenhaus warten, bis sie die Gäste gemeldet hatte. Sie kam bald und führte sie in das Arbeitszimmer, wo Rupp mit zwei anderen Gästen saß. Er begrüßte freundlich die Neuangekommenen und bat sie, Platz zu nehmen. Sie bildeten eine bemerkenswerte Gruppe, diese Leute der verschiedensten Rassen, aus weit auseinanderliegenden Erdteilen. Fast alle hatten sonnenverbrannte Gesichter, und die Zivil-

kleidung war nicht imstande, ihren Beruf und ihre Religion zu verbergen. Es waren Missionäre aus Asien und Afrika. Der eine mit breitem mongolischem Gesicht war der Hauptvertreter der christlichen Mission für Alaska und die Arktisgebiete. Er behielt auch im warmgeheizten Zimmer seine Pelzbekleidung an. Der Chinese, Vertreter der Konfuziusreligion, war anständig und europäisch angezogen, aber er verbarg sein Zöpfchen unter dem grauen Hut, den er nicht vom Kopfe nahm. Der Brahmane trug einen guten Smoking und einen Turban auf dem Kopfe. Ein Rabbiner aus Tel Aviv getraute sich nicht, sich von seinen Peien zu trennen. Nur zwei Missionäre blieben unverkleidet. Ein Jesuite und ein Buddhapriester. Sie betrachteten sich nicht besonders freundlich. Nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, sprach Rupp:

„Wir haben Sie aus folgenden Gründen hierhergebeten, meine Herrschaften: Unser Appell zum Kampfe gegen den Vampir brachte im ersten Monat drei Milliarden Dollars. Die ganze Welt wurde mitgerissen. Viele Staaten gingen mit uns. Wir haben also festgestellt, daß der Vampir auf keinem Staatesgebiet ausgebaut wurde. Das heißt, man hat ihn irgendwo, weit von den Kulturzentren, in einer Gegend, die nur gesetzlich wegen ihrer entfernten und unzugänglichen Lage einem der Staaten gehört und wo daher keine Kontrolle möglich ist, geschaffen. Sie, meine Herrschaften, die Geistlichen, waren immer die einzigen Herrscher in solchen Gebieten. Sie sind ständig in Verbindung mit der Bevölkerung, sie wissen besser, wie jeder andere, was innerhalb dieser Bevölkerung vor sich geht, weil Sie ständig ihre Seele erobern müssen. Ihre Arbeit war immer eine Heldentat. Wenn jetzt die Welle des Un-

glaubens wächst, wird ihre Arbeit noch schwerer. Sie bekommen immer weniger und weniger Geldmittel, die Sie ja für ihre Arbeit benötigen. Wir werden Ihnen das Geld geben. Wir, die wir eine Tat der Menschenliebe vorhaben. Sie müssen es annehmen. Nur gemeinsam mit Ihrer Hilfe können wir unseren Feldzug gegen den Banditen erfolgreich zu Ende führen.“

Als Jonson sah, daß Rupps Rede einen großen Eindruck machte, sagte er eilig:

„Meine Herrschaften, als Beweis unseres Vertrauens Ihnen gegenüber werden wir Ihnen etwas zeigen, was noch keine Menschenseele gesehen hat . . .“

Und er ging ins Zimmer nebenan. Die Gäste unterhielten sich lebhaft und erzählten, wie man bei ihnen auf die letzten Weltereignisse reagierte. Rupp schwieg und lehnte sich müde in seinen Sessel. Er bewegte sich nicht, auch als die übrigen der Einladung Jonsons folgten und in das andere Zimmer gingen. In einem Film wurde zuerst der startfertige Stratoplan gezeigt. Hierauf der Ort, wo die Katastrophe geschah. Man sah einen Haufen von Leichen und Wrackteilen. Dann sah man einige Szenen vom Begräbnis der Opfer. An der Leinwand zeigte sich eine Zahl. Es war das Datum der Vernichtung des Stratoplane. Zweischwarze Zeiger zeigten auf den Stratoplan und den Vampir, der als Ungeheuer mit drei Köpfen und sieben Schweifen gezeichnet war. Die Vorstellung war zu Ende. Das Licht brannte wieder auf, und die Gäste gingen in Rupps Arbeitszimmer zurück.

Kampf bis zum letzten

Es war Mittag. Die tropische Sonne glühte über dem breiten Hofe der Mission, die am Rande des Urwalds lag. Trotz der höllischen Hitze stritten sich in der Mitte des Hofes leidenschaftlich zwei Neger. Der Grund ihres Streites war einfach. Ihr Kollege, dessen Pflicht Geschirrabwaschen war, war vor einigen Tagen gestorben. Von dieser Zeit an war keiner da, um das Geschirr zu waschen, und der Haufen von schmutzigen Tellern wurde immer größer. Zwei andere Neger, der Kammerdiener und der Koch, stritten die ganze Zeit, wer das Geschirr abwaschen mußte, und rührten es nicht an. Sie hörten auf, als sie das Geräusch eines Propellers über ihren Köpfen vernahmen. Als sie das Flugzeug in der Nähe der Mission landen sahen, liefen sie in die Küche und begannen gemeinsam das Geschirr abzuwaschen. Das Flugzeug landete, und es entstieg ihm Jonson, mit einem Tropenhelm auf dem Kopfe, sowie der Pilot. Der Pilot sprach in einem sonderbaren negerischen Esperanto zu zwei Dienstboten. Diese antworteten ihm in schlechter französischer Sprache. Dem Reden war zu entnehmen, daß der Leiter der Mission vor einigen Tagen weggefliegen sei. Die beiden Neuangekommenen gingen zum Haus, das aus einem besonders starken tropischen Holz aufgebaut war. Der Pilot Paolo setzte sich im Speisezimmer nieder und befahl dem Koch, ihm Whisky zu bringen. Jonson, der Kammerdiener und ein kleiner Affe gingen ins Arbeitszimmer des Missionschefs. Jonson sah sich um und bemerkte einen kleinen Panzerschrank neben dem Bett. Mit einem Schlüssel aus seinem Schlüsselbund öffnete er ihn und entnahm ihm ein Heft. Der

Affe saß schon auf dem Schreibtisch und spielte mit den Sachen, die da lagen. Der Neger ließ ihn nicht aus dem Auge und befürchtete, er würde etwas beschädigen. Jonson ging ins Speisezimmer und schenkte sich einen Whisky-Soda ein. Dann betrachtete er das Heft, das als Übersetzung den Namen des Konzerns trug. Während er las, ging Paolo mit dem Affen auf die Veranda und neckte einen bunten Papagei, der in einem Käfig saß.

Jonson las aufmerksam die Berichte, die von der Mission im Gebiete des Tschadsees gesammelt worden waren und die der Pater aufgeschrieben hatte. Dann steckte er das Heft wieder in den Panzerschrank. Als er zurückkam, nahm er ein Notizbuch aus der Aktentasche und fand eine kleine Landkarte. Auf dieser Landkarte strich er mit der Füllfeder das Gebiet Zentralafrika aus. Es blieben nur ein Teil Asiens und die zwei Pole ungestrichen.

Paolo, der das Spiel mit dem Affen satt hatte, trat in das Speisezimmer. Er schaute neugierig in das Notizbuch und fragte:

„Sagen Sie, Herr Jonson, warum streichen Sie jedesmal das Gebiet aus, das wir besucht haben, wenn Sie solche Hefte gelesen haben?“

„Paolo“, sagte Jonson, „jeder hat seine Beschäftigung. Sie fahren die Leute um die Welt, und ich mach' Tintenflecke auf die Landkarte. Statt des dummen Geschwätzes sagen Sie mir lieber, wie ich am schnellsten Pamir und Alaska erreichen kann.“

„Herr Jonson, ich habe viele sonderbare Leute in meinem Leben gesehen, aber einen, der aus dem Urwalde Indiens über

die Sahara, den Tschadsee nach Pamir und Alaska fliegt, habe ich noch nie gesehen. Während solcher Flüge kann man keine Seele außer Hexen und Schakalen treffen.“

„Jeder ist auf seine eigene Art verrückt, mein lieber Paolo. Darum habe ich diese Marschroute gewählt. Aber Sie haben noch nicht gesagt, wie man am schnellsten nach Alaska kommen kann.“

Paolo überlegte ein wenig:

„Sie können die internationale Luftlinie benutzen, aber es wird Ihnen viel Zeit nehmen. Ich kann Sie aber auch nach Ankara bringen. Weiter darf ich nicht, aber Sie können dann die russischen Luftlinien benutzen und ziemlich schnell Pamir erreichen.“

„Wie lange brauchen Sie, um Ankara zu erreichen?“

„Wenn Sie mir in Léopoldville zwei Tage Zeit geben, um meine Maschine zu überholen, können Sie damit rechnen, am Montag in Ankara zu sein. Solange ich in Léopoldville beschäftigt bin, können Sie sich mit Ankara in Verbindung setzen und ein Flugzeug für Montag bestellen, so daß Sie Ihre Reise gleich fortsetzen können.“

„Einverstanden“, sagte Jonson. „Und jetzt gehen wir schlafen.“

Bald schlief das ganze Haus ein. Im ersten Morgengrauen startete das Flugzeug und zog einen Kreis über der Mission, dann verschwand es hinter dem Horizont.

In Ankara war es lustig und lebhaft. Zu dieser Zeit wurde Ankara zu einer bunten Industriestadt und die Seele des Nahen Ostens, des aktiven Ostens, nicht des faulen und schläfrigen, wie es früher war.

Paolo saß auf der Veranda des Restaurants und trank Whisky-Soda. Heute schickte er Jonson weiter, und sein sonderbarer Passagier ließ ihn ein bißchen nachdenken. Paolo war faul und dachte ungern, aber er wurde doch in seinem Gleichgewicht gestört. Einen Monat lang fuhr er mit Jonson über weitgelegene und öde Gebiete Kleinasiens, Indiens, Afrikas, und nun eilte Jonson nach Zentralasien und Alaska. In diesem Sinnieren wurde er durch einen Schlag auf die Schulter gestört. Paolo sprang auf und sah einen alten Freund, Kurt Schimmer, mit einer hübschen jungen Dame. Mit einem Freudenruf drückte Paolo Schimmer an seine Brust und ließ ihn lange nicht frei. Schimmer stellte ihn seiner Begleiterin vor:

„Mein Freund Paolo — meine Frau.“

Elise, das war sie, lächelte Paolo freundlich an. Lange saßen sie beisammen, sich über vergangene Jahre unterhaltend, und endlich erzählte Paolo von seinem sonderbaren Kunden. Er schilderte ihre gemeinsame Fahrt und lächelte vergnügt:

„Er war sehr schlau, der Jonson, und wollte sich auf keinen Fall photographieren lassen“, sagte er. „Aber die Aktiengesellschaft, bei der ich arbeite, verlangt von mir ein Lichtbild solch eines interessanten Kunden für Reklamezwecke.“

„Nur in Léopoldville gelang es, von ihm eine Aufnahme zu machen.“ Und er zeigte ein Bild, auf dem Schimmer das charakteristische Gesicht Jonsons sah. Hinter ihm stand Paolo mit einem kleinen Leoparden im Arm. Elise bewunderte diese Aufnahme und bat Paolo, sie ihr zu schenken, was er mit Vergnügen machte.

Rupp schöpft Verdacht

Vor Rupp saß ein kleiner, magerer Mensch mit einem Vogelgesicht und las ihm seinen Rapport vor. Es war einer der Londoner Konzernagenten, der von Resultaten seiner Tätigkeit berichtete. Sein Rapport stellte eine Reihe der interessanten Vermutungen dar und enthielt viele Inditionen, aus denen man schließen konnte, daß Vampir mit dem Schicksal des Eisbrechers Ceron verbunden sei. Könnte man den Eisbrecher ausfindig machen, würde man auch die Spuren des Vampirs finden. Rupp hörte aufmerksam zu. Als der Agent mit seinem Bericht zu Ende war, sagte er ruhig:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Sie können jetzt gehen.“

„Und den Rapport?“

„Übergeben Sie dem Konzern.“

Jeden Tag hörte Rupp die Berichte, die voll von Vermutungen waren, aber keine Tatsachen enthielten. Diese Berichte kamen von allen Enden der Welt. Sie waren auch Jonsons Rapporte, die er aus verschiedenen Gebieten sandte, aber Rupp blieb hartnäckig in seinem Suchen. Endlich kamen Nachrichten aus der Aläuten-Mission im fernen Norden. Der Chef der Aläuten-Mission hoffte, daß jemand von den Tschuktschen oder den Aläuten den geheimnisvollen Eisbrecher bemerkt hätte, als er vor fünf Jahren in die Arktis kam. Jonson berichtete aus Alaska, daß der Missionschef viele Lithographien und einige Modelle Cérons heimgebracht und sie an die Bevölkerung verteilt hätte. Er erklärte dabei, dies sei der allmächtige Gott selbst und wer ihn sehe, würde sein ganzes Leben glücklich sein. Der Missionschef sei sein Stell-

vertreter und werde demjenigen, welcher ihm sagen könnte, wo er den Gott gesehen hätte, viele Dollars, eine Jagdausrüstung, Gin und sogar eine sprechende Maschine schenken. Der Missionschef erwarte das Resultat seiner Propaganda am Ende des Sommers, sobald alle Jäger aus der Arktis heimgekommen wären.

In letzter Zeit verspürte Rupp ein sonderbares Gefühl, das ihn antrieb, etwas zu tun, doch er wußte noch nicht was. Ein Zufall sagte ihm dies. Rupp hatte einen einzigen Menschen auf Erden, den er liebte und dessen Wünsche er, gleichgültig ob sie für ihn vorteilhaft waren oder nicht, erfüllte. Das war seine kleine Enkelin. Man hatte angerufen, daß sich die kleine Lilly krank fühle. Rupp eilte zu ihr und fand sie im Spiel mit ihrer Freundin. Lilly umarmte den Großvater, und als er sie fragte, was ihr fehle, erwiderte sie:

„Großvater, mir fehlen neue Spielsachen. Meine alten sind schon kaputt. Schau mal . . . Und weißt du was . . .“ — sie blickte ihn dabei schlau an —, „der Arzt hat gesagt, wenn ich keine neuen Spielsachen bekäme, würde ich krank oder vielleicht auch sterben.“

Rupp lachte und nahm sie in die Stadt mit. In einem großen Spielwarengeschäft vertieften sie sich in die phantastische Welt der Könige, der Zwerge, der Tiere und der Ungeheuer. Es war ein ganzer Winkel im japanischen Stil eingerichtet. Die japanische Kriegsmarine herrschte über das Meer aus gefärbter Watte und blockierte den Panamakanal. Über der Flotte schwebte ein Luftschiff. Ferner gab es das traditionelle Liebespärchen, das in den Krater des Vulkans springen wollte, Teehäuschen mit Geishas, den japanischen Bauern am Reisfeld,

Samurais in aller Pracht ihrer Gewänder und noch vieles andere, das interessant und exotisch in dem Land der aufgehenden Sonne ist. Noch am Abend übersiedelte das ganze japanische Reich zu Lilly. Rupp dachte die ganze Nacht nach, und als ihm am nächsten Morgen seine alte Haushälterin den Tee brachte, wußte er schon genau, was zu tun sei.

Das letzte Spiel

Um zehn Uhr bekam Jonson mittels eines Funkspruchs ausführliche Instruktionen, und schon am Abend flog er nach Nagasaki. Dank seiner Reisen durch das Inselgebiet und Korea und durch die Mandschurei verstand Jonson in der Fernostpolitik mehr als früher. Zahlreiche Konzernagenten gaben ihm im Bedarfsfalle die Möglichkeit, gute Verbindungen zu schaffen. Er verstand allmählich, daß er früher dieses Land nicht richtig einschätzte. Er dachte jetzt, daß Japan dasjenige Werkzeug sei, das dem Konzern beim Kampf mit der Ceron fehlte. Er bemerkte, daß es schwierig sein würde, das Vertrauen der führenden Männer zu gewinnen. Trotz aller Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Japaner glaubte er aber, daß er das Rätsel der Agressivgründe dieses Landes gelöst hätte. Er war nämlich der Meinung, daß alle Erklärungen Japans, in denen es zum Ausdruck brachte, was es brauche und verlange, sowie auch die stolzen Reden über seine außerordentliche Macht nur eine Tarnung wären, genau so wie ein Tarngestank oder Farbenwechsel eines zu Tode erschrockenen Tieres. Aber er wollte seine Vermutungen begründen. Er beherrschte die japanische

Sprache und begab sich an alle jene Orte, an denen er sich mit der Bevölkerung traf, und er sammelte Tatsachen und Gerüchte. Er erfuhr alles über den Krieg Japans mit China, Rußland und Deutschland. Die Tatsache, daß in allen Fällen der Krieg nur mit einer Stimme — der des Mikados — bestimmt wurde, bestärkte ihn in seiner Vermutung. Jonson erkannte das ganze Feuerwerk der Drohungen gegen die Philippinen, Indien, Australien und Panama. Er begriff, warum dieses Land eine Menge von Pufferstaaten schuf, trotz der Gefahr, selbst bankrott zu werden. Er erkannte, daß das Land der Samurai um sein Meer, seine Inseln und seine Sonne zitterte. Japan erinnerte sich mit Entsetzen an die Admirale der schwarzen Flotte.

Der Nordwind erzählte, daß die steigende Sonne nicht fähig sei, die Eisberge zu schmelzen, daß wohl aber die Kälte die Sonne zum Erlöschen bringen könnte. Die alles fressenden chinesischen Heuschrecken wären leicht zu töten, aber auch die Toten ließen eine Wüste hinter sich. Als Jonson sich überzeugt hatte, daß die Angst vor der Zukunft der einzig wirksame Faktor des Landes sei, begab er sich an die Arbeit. Im Laufe einiger Konferenzen machte er die führenden Männer mit der Geschichte des Konzerns und dessen Kampf gegen den Vampir bekannt. Jonson kannte die schwachen Seiten seiner Zuhörer. Er schilderte alle Phasen des erfolglosen Kampfes und betonte erbittert, daß nicht alle Großmächte diesem geneigt wären. Er spürte, daß man ihm mehr Sympathie entgegenbrachte. Er veranlaßte eine Geheimkonferenz und teilte den Anwesenden mit, daß sich im Himalajagebirge eine höllische Festung befinde. Seiner Meinung nach, so betonte er,

sei dies nur ein Glied in der Kette, mit der man Asien zu erwürgen beabsichtige. Dieser Bericht wirkte wie eine Bombe. Am Abend kam ein japanischer Offizier des Generalstabs mit einer Mappe zu Jonson. In der Mappe befanden sich einige Dokumente der Geheimabteilung. Jonson konnte kaum seiner Aufregung Herr werden. Es war ein Bericht aus England über den Eisbrecher Ceron, der nach einer Privatbestellung in einer der größten schottischen Schiffswerften gebaut worden war. Die Einrichtungen des Eisbrechers wurden nach neuesten Erfahrungen bei Nordmeerfahrten hergestellt. Die Steuerung und die Einrichtung des Eisbrechers waren im höchsten Grade mechanisiert. Alles wurde nach Patenten der Ingenieure der Gruppe, die den Eisbrecher bestellt hatte, ausgearbeitet. Die Probefahrt wurde glänzend überstanden. Über Herkunft und Anzahl der Mitglieder dieser Gruppe war nichts bekannt. Ein anderes Dokument berichtete, daß der Eisbrecher Ceron in einen russischen Nordhafen eingelaufen war und eine Menge Lebensmittel und Vieh an Bord genommen hatte, die für eine normale Schiffsbesatzung zehn Jahre reichen mußte. In einem anderen Hafen hatte man eine große Anzahl von Bergbaumaschinen eingeladen. Eine ähnliche Information war aus Amerika eingetroffen. Danach hatte Ceron auch in einem Alaskahafen Maschinen geladen. Sonst waren keine Nachrichten von Ceron vorhanden. Jonson berief eine Konferenz der Christlichen Mission in Tokio ein, auch der Chef der Aläutischen Mission war anwesend. Dieser hielt einen umfangreichen Vortrag und berichtete alle Neuigkeiten, die die von der Jagd heimgekehrten Eingeborenen erzählt hatten. Laut dieses Berichtes war Ceron einige Male beobachtet worden. Zwei Zeu-

gen bestätigten diese Angabe. Die Zuhörer waren im höchsten Grade aufgeregt, und Jonson rieb sich zufrieden die Hände. Nach den Berichten der Eingeborenen lag das Ceronnest östlich des Nordpols, innerhalb der russischen und amerikanischen Gewässer. Es war das Gebiet, in dem ehrgeizige Forscher aller Nationen ihre Flaggen hißten, ohne große Erfolge verzeichnen zu können. Nur Japan bildete in diesem Falle eine Ausnahme.

Nach einigen Tagen wurde Jonson zum Minister gerufen, der ihm offen mitteilte, daß es nötig sei, die moralische Vernichtung des Ceron in der Alten und der Neuen Welt auf sich zu nehmen. Nach mehreren Funkgesprächen mit Rupp teilte Jonson dem Minister mit, daß man die ganze Welt alarmieren werde. Der Minister drückte ihm freundlich die Hand. Wieder brachten die Zeitungen Sonderausgaben, und wieder wurde die ganze Welt von der Vision des blutdürstigen und geheimnisvollen Vampirs erschüttert.

Bei den Freunden

In der Nähe von Edinburg lebte Stewars in einer altertümlichen Villa mit einem Garten und Rosenbeeten. Eines Tages blieb eine Kutsche vor dem Tor stehen, der Bill und Helene entstiegen. Stewars eilte ihnen freudig entgegen. Es war eine Überraschung, die sie in dem breiten lichten Wohnzimmer erwartete. Da saßen Schimmer und Elise, die nach ihrer Hochzeitsreise vom Kontinent eingetroffen waren. Nach der ersten Begrüßung kam das Gespräch auf das, was diese Leute ver-

band: auf die Hetze gegen Ceron und auf ihre Aufgabe überhaupt.

Als Helene den ersten Aufruf des Konzerns gelesen hatte, ging sie dort hin und bot ihre Hilfe an. Ihre Schönheit, Intelligenz und Arbeitsfähigkeit machten sie zu einer bedeutenden Person im Konzern. Man glaubte, Bill beschäftige sich mit den wichtigsten Problemen auf dem Gebiet der Aerodynamik und er werde Helene heiraten, sobald er sein Doktorat abgelegt habe. Die kleinen Angestellten sprachen viel von ihren Arbeitgebern. Man sprach viel von der unmenschlichen Behandlung der Familie des verstorbenen Malers seitens der Konzernleiter und vom taubstummen Fahrer Rupps, der ihn in eine unbekannte Richtung fuhr. Man brauchte lange Monate, bis es Bill gelang, Rupps Wohnung ausfindig zu machen. Er sah zufällig in einer Straße, wie die Buben, die ihre Straßenpraxis erst angefangen hatten, um später Apachen zu werden, ihre Rechnung mit einem eingeschlafenen Taxifahrer machten. Einer von ihnen pfiff lustig und frech, den schlafenden Fahrer scharf beobachtend, während der andere, unter dem Auto liegend, ein Loch in den Benzinbehälter bohrte. Bill engagierte diese Buben, die mit Wonne dasselbe mit Rupps Wagen machten, als der Taubstumme auf ihn wartete. Als er mit Rupp losfuhr, blieb das Auto plötzlich nach einigen hundert Metern stehen. Rupp saß ruhig wie ein uralter Druide und wartete. Ein Taxi blieb neben ihm stehen und bot ihm seine Dienste an, weil der Fahrer die Verlegenheit des beim Motor schaffenden Taubstummen sah. Er erklärte dabei, daß Rupps Auto dem Streich der Lausbuben zum Opfer gefallen sei. Rupp nahm ihn ohne Bedenken, denn der Fahrer schien ihm ein einfacher, nicht

allzu kluger Kerl zu sein. Er ließ ihn dann auch warten, solange er bei seiner Enkelin war, und sich von ihm nachher nach Hause fahren. Im Laufe der nächsten Woche mietete Helene eine Rupps Haus gegenüberliegende Wohnung, während Bill in eine Garçonnière gegenüber dem Haus, wo Rupps Enkelin wohnte, übersiedelte. Als sie mit ihrem Bericht zu Ende waren, zeigten Schimmer und Elise das Lichtbild Jonsons, und alle fünf folgten dem Bericht Schimmers auf einer Landkarte, damit sie sich klar vorstellen konnten, wie Jonson über Afrikas und Asiens Missionen reiste. Helene bestätigte Jonsons wichtige Rolle im Konzern. Außerdem teilte sie mit, daß die Beziehungen ihrer Abteilung mit Japan sehr lebhaft würden. Worum es sich doch handelte, konnte sie nicht erfahren, weil das nur den Konzernführenden bekannt war. Sie glaubte aber, daß große Ereignisse bevorständen, weil sie nie zuvor eine so große Aufregung im Konzern beobachtet hätte. Die Zeitungen brachten jeden Tag die Aufrufe verschiedener Gesellschaften, die die vollkommene Vernichtung des Cerons forderten, da es die gesamte gegenwärtige Kultur bedrohe. Stewars schaltete den Radioapparat ein. Statt wie gewöhnlich Tango oder Foxtrott zu spielen, tönte eine überzeugende Stimme des bezahlten Speakers aus dem Lautsprecher, mit der er die Völker zur Mitarbeit bei der Vernichtung des Cerons aufrief. Eben solche Reden konnte man auch von Kirchenkanzeln und Parteikathedern hören. Die Zeitschriften überschwemmten die Welt mit sensationellen Neuigkeiten.

Es war gegen vier Uhr früh, als man alles besprochen hatte und sich mit dem Doktor in Verbindung setzte. Stewars drückte auf einen Knopf in seinem Schreibtisch, und die

schwere Platte hob sich senkrecht empor. Es befand sich in der Öffnung ein winziger, aber starker Rundfunksender. „Das ist Doktors Patent“, sagte Stewars. „Er schenkte mir das, als wir uns zum letztenmal am Gosausee sahen. Kennen Sie das Ding, Bill?“ Bill antwortete nichts, sondern begab sich zum Sender und setzte ihn in Betrieb. Es schlug fünf Uhr, als er sich mit dem Doktor in Verbindung gesetzt hatte. Es war das erste Gespräch nach langen Monaten, und sie atmeten erleichtert auf, als sie die ruhige Stimme des Doktors vernahmen. Jeder hatte im tiefsten Innern seines Herzens um das Schicksal der geliebten Leute gebangt.

„Wie geht's, lieber Freund? Sind Sie gesund?“ fragte Stewars.

„Oh, für meine Gesundheit habe ich keine Zeit“, antwortete der Doktor. „Wie ist es bei Ihnen, Stewars?“

„Wir brauchen viel Geld“, sagte Stewars besorgt. „Ich bereite einen Kongreß vor, Doktor. Wir haben Glück gehabt und haben viele Anhänger in verschiedenen Kreisen der Weltbevölkerung.“

„Gut, Stewars, in drei Monaten wird unser Quarz-Eskavator in Betrieb gesetzt.“

„Wieder etwas Neues, Doktor?“

„Ja und nein, Stewars. Die Natur hat das Gold in den Quarz hineingefügt. Auf dieselbe Art werden wir es wieder herausziehen. Aber wo die Natur Jahrtausende brauchte, werden wir nur einige Stunden benötigen.“

„Wollen Sie sagen, Doktor, daß wir auch die Zeit mit Hilfe unseres Elementes beherrschen werden?“

„Das ist das Ziel, zu dem wir streben, Stewars; nun sind

wir unserem Ziele näher denn je. Auf Wiederhören, Stewars. Es ist Zeit, den Bericht von der Basis zu empfangen.“

„Auf Wiedersehen, Doktor, und geben Sie öfter Nachricht von sich.“

Anschlag auf den Feind

Elise kam nach Stambul und blieb bei Helene. Während Helene in ihrem Büro beschäftigt war, saß Elise in einem bequemen Sessel und beobachtete Rupps Wohnung. Ihr Mann wohnte bei Bill und rüstete sein neues Flugzeug aus, mit dem er Ceron aufsuchen sollte, um ausführliche Anweisungen über den Anschlag auf Rupp zu bekommen. Bill beobachtete inzwischen das Haus der Enkelin. Als das Telegramm Stewars mit genauer Angabe der Zeit einlangte, starteten Schimmer und Bill vom Stambuler Flugplatz und nahmen die Richtung nach Spanien. Der Grenze entlang flogen sie dem Ozean zu, eine immer größere Höhe gewinnend. Plötzlich setzten alle drei Motoren aus, die Freunde bereiteten sich auf das Schlimmste vor, aber Schimmer bemerkte bald, daß das Barometer eine immer größere Höhe anzeigte. Nach einigen Minuten flogen sie über der Ceron, mit derselben Geschwindigkeit wie das Flugboot. Schimmer landete auf dem Deck der Ceron wie auf einem richtigen Flugplatz. Sie wurden von Mehmed und anderen begrüßt und in die Kajüte geführt. Man empfing sie dort freundlich und sprach Schimmer die herzlichsten Glückwünsche zu seiner Hochzeit aus. Danach beriet man über das Schicksal Rupps. Man kam überein, ihn in der kommenden

Nacht zu vernichten. Der Doktor zeigte seinen Freunden einen kleinen Apparat und erklärte, daß dieser ausschließlich dazu bestimmt sei, niemanden außer Rupp Schaden erleiden zu lassen. Er unterrichtete die Leute über den Gebrauch des Apparates. Schimmer und Bill fiel die Aufgabe zu, sich davon zu überzeugen, ob Rupp im Augenblick, wo der Anschlag stattfinden sollte, daheim sei, und zwar sollten sie es so durchführen, daß sie gegen Mitternacht durch das Abmontieren eines Autoreifens einen Defekt vortäuschen sollten. Sie sollten die kleine Kiste, in der sich der Apparat befand, im Auto lassen und einen kleinen Zeiger soviel gerade nach rechts rücken, als sie Meter von der Mauer entfernt wären. „Ich werde dadurch genügend orientiert sein, um das Haus genau zu treffen“, sagte der Doktor. Als er mit seiner Rede zu Ende war, verabschiedete er seine Freunde und führte sie hinauf. Nach einigen Minuten starteten diese wieder.

Elise beobachtete wie immer das gegenüberliegende Haus. Sie bemerkte, daß das Haus nur von Rupp und seiner alten Haushälterin bewohnt war. Sie stellte fest, daß die Alte wegging und das Haus leer und finster dastand. Langsam verging die Zeit. Elise rief einige Male Bill an, aber es meldete sich niemand. Um fünf Uhr nachmittags fuhr Rupp wie gewöhnlich fort. Helene kam aus ihrem Büro, aber von Schimmer und Bill war noch immer nichts zu sehen. Als die beiden Damen schon ganz aufgeregt waren und befürchteten, ihren Männern wäre etwas zugestoßen, ertönte die Klingel. Elise rief zur Tür und sah ihren Mann. Nach einigen Minuten hatte er die beiden Damen beruhigt und ihnen erzählt, was er heute alles erlebt hatte und was in der kommenden Nacht zu tun sei. Bill wartete

in seiner Wohnung, ob nicht zufällig Rupp zu seiner Enkelin käme; wenn nicht, dann werde er fünf Minuten vor Mitternacht zu Rupp's Haus kommen und alles so durchführen, wie es der Doktor befohlen habe. „Wir aber“, fügte Schimmer hinzu, „werden, sobald wir ihn kommen sehen, in das nächste Kaffeehaus gehen und ihn dort erwarten.“ Sie vernahmen ein Autosignal und sahen durch das Fenster, wie Rupp seinem Auto entstieg und ins Haus trat. Der Taubstumme fuhr hierauf mit dem Auto weg. Dies war gegen elf Uhr. Die Gesellschaft in Helenes Wohnung schwieg und wartete gespannt. Man konnte denken, die Zeit sei stehengeblieben. Endlich hörten sie, wie Bill vorbeifuhr und bei Rupp's Haus stehenblieb. Rasch verließen sie die Wohnung, blickten kaum das Auto an und verschwanden hinter der Ecke. Bill begann das hintere Rad abzumontieren. Im nächsten Augenblick zeigte sich ein schlecht angezogener, verdächtig aussehender Mann neben dem Auto, der aufmerksam zuschaute. Bill erschrak. Er schaltete den Apparat früher ein als er mit dem Rad fertig war, und die Katastrophe konnte jeden Augenblick passieren. Er warf das Rad auf den Boden, und ging schnell in einer anderen Richtung als seine Freunde davon. Mit einem Sprung hatte ihn der verdächtige Mann eingeholt.

„Wer bist du? Was treibst du hier?“ rief er und packte Bill am Arm.

Dieser schlug ihm ins Gesicht und lief davon. Er hörte nun noch ein schrilles Pfeifen und einen Schuß hinter sich, dann ein furchtbares Donnern. Dann fiel er zu Boden, im Glauben, daß alles um ihn herum zusammenstürzt, und wurde ohnmächtig.

Schimmer gelangte mit seinen Begleiterinnen fast bis zum Kaffeehaus, als er das Pfeifen und die Schießerei, die sich mit dem Donnern des einstürzenden Gebäudes vermischte, vernahm. Als er in die Höhe sah, bemerkte er am hell erleuchteten Himmel schwarze längliche Silhouetten. Schimmer brachte die beiden Damen zu einem in der Nähe befindlichen Taxi und befahl ihnen, in Bills Wohnung auf ihn zu warten. Dann lief er mit anderen Neugierigen zurück. Es wurden die Feuerwehrsirenen hörbar. Als er zu Rupps Haus gelangt, sah er an Stelle des altertümlichen Hauses einen Trümmerhaufen. Eine dichte Staubwolke stand über der ganzen Straße. Man stellte fest, daß der unter dem Hause befindliche zweistöckige Keller aus einem nicht bekannten Grunde eingestürzt war und daß dadurch das ganze Haus zerstört wurde. Außerdem brach ein Brand aus, den zu löschen sich die Feuerwehr umsonst bemühte. Als Schimmer Bill nicht fand, lief er um das Haus, um ihn auf der anderen Seite des Trümmerhaufens zu suchen. Er fand Bill gerade in dem Augenblick, als man ihn in das Rote-Kreuz-Auto einlud. Im Krankenhaus untersuchte man Bill, und da man keinerlei Verletzungen an ihm feststellen konnte, konnte ihn Schimmer nach Hause bringen.

Stewars verbrachte eine schlaflose Nacht und wartete aufgeregt auf die Nachricht. In der Frühe berichteten die Zeitungen, was sich in der Nacht zugetragen hatte, aber Stewars fühlte sich noch nicht beruhigt. „Der Chef des Konzerns Rupp ist gefallen“ war in den Zeitungen zu lesen. Stewars telegraphierte Schimmer: „Alles in Ordnung. Bill ist außer Lebensgefahr.“ — „Wir freuen uns auf ein baldiges Wiedersehn. Kurt, Elise, Helene“, lautete die Antwort.

Stewars setzte seinen Sender wieder in Betrieb und brachte die Verbindung mit dem Doktor zustande. Er dachte nicht daran, daß die schottische Polizei eifrig nach einem Geheimsender suchte. Stewars berichtete dem Doktor das Ergebnis der Aktion und noch vor dem Abend fuhr er seinen Freunden entgegen.

Pyrrhus-Sieg

Jonson saß auf der Terrasse des Hotels. Hinter ihm schimmerte die unendliche blaue Oberfläche des Ozeans. Um ihn herum saßen einige Männer, die ihm hochachtungsvoll zuhörten. Es waren Konzernagenten, die von Jonson letzte Anweisungen bekamen. Der Chef der Agenten bekam zwei Telegrammtexte, die er nach Jonsons Abreise abschicken sollte. Das eine Telegramm sollte im Augenblick seiner Abfahrt aufgegeben werden, das andere vierzehn Stunden später. Der geschäftliche Teil des Gespräches war zu Ende. Die Agenten, an ihren Werbütgläsern nippend, gratulierten Jonson zu dem grandiosen Erfolg. An diesem Tage standen die Konzernaktien unermeßlich hoch. Das Gespräch wurde von einem jungen japanischen Offizier unterbrochen, der sich dem Tische näherte. Er sagte Jonson, daß er vom Großadmiral hergeschickt sei, um Jonson zu ihm zu begleiten. Jonson nickte seinen Agenten nachlässig zu und ging mit dem Offizier hinaus. Sie wurden von einem kleinen Auto abgeholt und aus der Stadt hinaus durch eine schöne Gegend in die Mitte der Insel gefahren. An einem Hügel wurden sie von einem Wachtposten angehalten. Wäh-

rend sich sein Begleiter mit ihm unterhielt, schaute sich Jonson um und bemerkte in der weiten Ebene zwei Flugzeuge stehen. Eine Anzahl von Leuten war dabei beschäftigt. In dem Moment, wo das Auto den Hügel hinabfuhr, bemerkte er noch eine dritte Maschine, die eben startete und sich senkrecht in die Luft erhob. Jonson betrachtete die Flugzeuge und überlegte, wo er so eine Gondel schon gesehen habe. Endlich erinnerte er sich, daß Ceron genau einen solchen Unterteil mit Raupenfüßchen und Rüsseln hatte. Jetzt begriff Jonson auch den Zweck dieser Einrichtung. Beim Start stieß sich das Flugzeug mit den Füßchen vom Boden ab, während es sich beim Landen mit den gleichen Füßchen an Eis, Erde oder Felsen festklammern konnte. Bald blieb das Auto beim Zelt des Großadmirals stehen. Der Großadmiral begrüßte Jonson freundlich und führte ihn zum größten Flugzeug. Sie bestiegen dieses und blieben auf einem Balkon, der rund um den Rumpf des Flugzeuges angelegt war. Der Großadmiral gab ein Zeichen, worauf die beiden Flugzeuge dem dritten nachflogen, das nunmehr am Horizont als kleiner Punkt zu sehen war. Der Großadmiral deutete nach rechts, von wo einige Flugzeuggeschwader angeflogen kamen. „Das sind unsere Flugzeug-Amphibien, die uns bis zum Beringmeer begleiten.“

„Wissen Sie, was jetzt in Tokio vor sich geht?“ fragte der Großadmiral nach einer Weile. „Die Militärattachés aller Länder sind nervös und schicken ein Telegramm nach dem anderen an ihre Regierungen, weil sie nicht wissen, wo unsere Armada hinfliegt.“

Jonson lächelte. Er rechnete ein bißchen nach und überlegte, daß es nach dem Aktiengewinn des Konzerns auch möglich

sein werde, diesem eine so mächtige und geheimnisvolle Luftflotte zu bauen. Hätte er aber in die Ferne sehen können, hätte er bestimmt seine rosige Laune verloren. Auf dem Flugplatz, den sie vor einigen Minuten verlassen hatten, traf einer der Konzernagenten ein, blaß und aufgeregt mit einem Telegramm in der Hand. Es war die Nachricht von Rupps Tod. Der Agent schaute verzweifelt in den Himmel, aber die Flugzeuge waren schon lange außer Sicht. Die Sonne brannte hernieder. Der Agent ging zu seinem Auto zurück und fuhr planlos in der Gegend herum. Die Armada überquerte die Beringstraße und die Amphibien kehrten zurück, nachdem sie einen weiten Kreis um die Maschinen gezogen hatten. Die Armada wechselte den Kurs und flog gerade nach Norden einer illusionären Linie entlang, die die russische Grenze im Nordmeer darstellte. In der Nähe des Nordpols nahmen die Flugzeuge östlichen Kurs und flogen ganz nieder über die Meeresoberfläche. Bald kam einer der Funker und machte dem Großadmiral eine Meldung. Der sprach erfreut: „Es beginnt“ und deutete auf einen von Eisbergen eingeschlossenen Eisbrecher. Ein Bombenhagel ergoß sich über das Schiff, wobei keine einzige Bombe ihr Ziel verfehlte. Der Eisbrecher wurde schwer beschädigt und die um ihn liegenden Eisberge wurden von Minen durchbohrt und teilweise in Stücke geschlagen, aber der Eisbrecher sank noch immer nicht. Das schadenfreudige Lächeln verschwand von den Gesichtern der Zuschauer. Sie wurden verlegen. Endlich hob sich das Heck des Eisbrechers und er sank mit dem Bug ins Wasser. Aber es dauerte nicht lange und das Schiff blieb wieder bewegungslos liegen. Der Eisbrecher saß auf einem Riff fest.

Zerstörte Träume

Der Doktor hatte alle Nachrichten über Rupps Tod durch das Radio erfahren. Die Radio-Phonographstreifen Mirano und anderen übergebend, sagte er zufrieden:

„Es ging ausgezeichnet. Jetzt bleibt nur noch Jonson über, von dessen Tätigkeit wir sehr wenig wissen. Aber ich vermute, daß er einen großen Schlag gegen uns vorbereitet. Wir können nicht weiterarbeiten, solange er lebt. Zwei Jahre brauchten wir, um die Schwierigkeiten der Arktis zu überwinden. Wir schufen Ceron, aber um die Welt von dem Spinnengewebe des Konzerns zu befreien, verbrauchten wir mehr Kräfte und Gesundheit als für die ernste Arbeit und haben fast ein Jahr verloren. Ein ganzes Jahr sind wir zur Verteidigung gezwungen. Dies bedeutet einen großen Verlust für uns. Außerdem haben die Schurken die ganze Welt gegen uns aufgehetzt, und es wird lange Zeit dauern, ehe wir unsere konstruktive Arbeit fortsetzen können. Jetzt sind wir die Ausgestoßenen der Welt, Räuber und Vampire, wie ein wilder Elefant, der von seiner Herde weggelaufen ist.“

Die Stimme des Radio-Speakers brachte den Doktor zum Schweigen. Es sprach Moskau. Man berichtete, daß über Sachalin eine japanische Armada in nördlicher Richtung geflogen wäre und daß in den Küstengebieten Sibiriens und Alaskas alle nötigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden wären. Der Doktor wurde leichenblaß und die anderen begriffen sofort, daß etwas Furchtbares bevorstünde. Fast gleichzeitig erkannten sie, um was es sich handelt, und es wurde ihnen zumute, als wäre der Himmel über ihnen zusammengestürzt. Im nächsten

Augenblick brauste Ceron wie ein Pfeil nach Norden, ohne Vorsicht und ohne Bedacht darauf, unbemerkt zu bleiben. Unten huschte das Uralgebirge, der ewige Urwald, die Taiga, dahin. Um die Geschwindigkeit zu vergrößern, schaltete der Doktor die Geräuschkämpfer aus, und Ceron brauste mit Donnern und Heulen wie ein Sturm durch die Luft. Man konnte glauben, daß es der böse Geist selber sei, der wütend und rachgierig dem Feinde nacheilte. Endlich war der Urwald zu Ende. Das Ochotskische Meer lag breit unter ihnen. Man sah bald das unglückliche Wrack des Eisbrechers, und ein Blick genügte, um das Geschehene zu begreifen. In die von Bomben hervorgerufenen Löcher strömte Wasser und durch dessen Gefrieren wurde der Eisbrecher in zwei Teile zerrissen. Der Eisbrecher glich einer Leiche, der man die Pose des lebenden Menschen gab. Der Doktor wandte sich von dem entsetzlichen Bilde ab, und seinen Kameraden schien es, als rulle eine Träne über das von einer Narbe durchzogene Gesicht.

Die Rache

Millionen Menschen warteten auf die siegreiche Rückkehr der Armada und überschwemmten die Ebene. Tausende von Lautsprechern verlautbarten laufend den Standort der Armada. Endlich zeigten sich drei große Flugmaschinen und eine Menge von kleinen Punkten rings um diese. Es waren die kleinen Amphibien. Die Armada zog drei große Kreise über der Ebene und setzte zur Landung an. Zuerst die Amphibien, dann die Flugmaschinen. Aus den Lautsprechern ertönte die Hymne,

die von der Menge mitgesungen wurde. Begeisterung ergriff die Leute. Plötzlich, als die ersten Amphibien schon den Boden erreicht hatten, wurden sie wie von einem Wirbel mitgerissen und in die Höhe geschleudert. Ihnen folgten die anderen. In eintausendzweihundert bis zweitausend Meter Höhe flammten sie auf und fielen feurigen Kometen gleich zu Boden, Tod und Entsetzen hervorrufend. Die Flugmaschinen bemerkten es nicht, und somit war auch ihr Schicksal besiegelt. Man sah, wie die Metallwände aufglühten und aus den Gondeln Rauchwolken emporstiegen. Ceron war deutlich zu sehen. Wie ein ungeheurer Habicht hing sie in der Luft. Endlich ließ sie ihre Opfer los, die neben ihre Hangars fielen. Nach der ersten Überraschung ertönten die Schüsse der Flak. Eine der Flakgranaten berührte die Wand der Ceron, eine andere flog in die geöffnete Lücke und traf den Behälter mit der geheimnisvollen goldfarbenen Flüssigkeit. Die goldenen Tropfen flogen auseinander. Der Doktor kam plötzlich zu sich und eilte aus der Kajüte, den verblüfften André mit sich schleppend. Als sie draußen waren, drückte der Doktor einen Knopf und die feuerfeste Stahltrennungswand fiel zwischen ihnen und der Maschinenabteilung. Aus dem Salon trat ihnen Mehmed entgegen.

„Ist etwas geschehen, Doktor?“ fragte er besorgt.

Der Doktor stand blaß an der Wand.

„André, bringen Sie einen Fallschirm her. Die Fallschirme sind im Gange in dem Wandschrank. Die Katastrophe kann jede Minute eintreten. Mehmed, alle nötigen Anweisungen finden Sie bei Stewars in seiner Bücherei, Volume 7 und 29. Gehen Sie auch zu Orlizky, meinem Stellvertreter und vergessen Sie nicht, daß Sie der einzige sind, der das weiß.“

André kam mit einem Fallschirm und half Mehmed hinein.

„Und Sie, Doktor?“ Mehmed schaute verzweifelt aus.

„Ich bleibe, André auch. Hoffentlich ist es noch nicht aus mit der Ceron. Schnell, schnell, Mehmed. Wir sind jetzt gerade über dem Kontinent.“

Im Unterteil der Ceron öffnete sich eine Lücke. Mehmed prüfte die Fallschirmeinrichtungen noch einmal nach und sprang in den Abgrund. Zuerst fiel er wie ein Stein, aber nach einigen Sekunden, als er zu sich kam, zog er die Reißleine, mit leichtem Knirschen öffnete sich der Fallschirm. Die Fallgeschwindigkeit verminderte sich. Er hörte ein starkes Geräusch, und als er hinsah, sah er Ceron die Richtung wechseln und nach Nordwesten sausen. Es wurde ihm klar, daß dies ohne des Doktors Willen geschah. Unter ihm dehnte sich eine weite Wasserfläche mit dunklen Flächen, die zusehends kleiner wurden. Überschwemmung, dachte Mehmed traurig. Wo werde ich landen? Zuerst trieb ihn der Wind auf die als dunkler Streifen erkennbare Küste zu, aber bald legte er sich und Mehmed näherte sich den schmutzigen Wellen. „Es ist zu Ende mit mir“, dachte er und schlug die Augen zu, aber der Wind trieb ihn wieder weiter.

Das Geschehene nahm dem Doktor alle seine Kräfte. Als Mehmed abgesprungen war, schloß der Doktor die Lücke und ging ein paar Schritte weiter. Plötzlich wurde er ohnmächtig und fiel zu Boden. So fand ihn André, als er das Manöver ausgeführt hatte und zurückkam. Lebt er oder nicht? dachte er entsetzt und warf sich auf die Knie neben dem Liegenden. Er vernahm aber ein leises Pochen des Herzens und es wurde ihm leichter. „Er lebt, Gott sei Dank.“ Er erhob sich und trug den

Kameraden in den Salon. Kaum hatte er ihn auf das Sofa gelegt und wollte in seine Kajüte gehen, spürte er wie ihm die heiße Luft entgegenströmte und ihn der Luftdruck an die Wand preßte. Ceron kam von ihrer ursprünglichen Richtung ab und konnte von der Mannschaft nicht mehr gesteuert werden. Der Zeiger des Manometers tanzte wie besessen und die Ceron bewegte sich in großen Sprüngen vorwärts.

Das rasende Element

Das ganze Gebiet, über das der Wind Mehmed getrieben hatte, wies entsetzliche Zerstörungen auf. Die rasenden Ströme des gelblichen Wassers trugen Reste von Häusern, ausgerissene Bäume sowie Menschen- und Tierleichen. In ihrem wilden Tanze zerschellten die Wellen an einem aus dem Wasser ragenden Hügel und rauschten dann weiter in das offene Meer, alles auf ihrem Wege vernichtend. Auf dem Hügel stand eine Reihe von Baracken. Es war ein Arbeitslager der Baufirma, die hier mit dem Dammbau beauftragt worden war.

Man sollte den Damm noch vor der Überschwemmung fertigstellen, weil dessen Zweck war, die Ebene vor dem launenhaften Gelben Fluß zu schützen. Aber die Überschwemmung kam zwei Wochen früher als erwartet, und jetzt war der Teufel los. Alles, was man vor dem rasenden Fluß retten konnte, wurde hier gesammelt. Verschiedene Baggermaschinen und Eskavatoren warfen, phantastischen Tieren gleich, märchenhafte Schatten auf das Wasser. Die Baracken waren von Menschen überfüllt. Man konnte glauben, daß jemand die Men-

schen absichtlich zusammengetrieben hatte, um der Natur ihre Aufgabe zu erleichtern, sich von ihren Feinden, die sie fesseln wollten, loszureißen. Der Höhepunkt der Überschwemmung kam noch immer nicht. Das Wasser stieg langsam, aber ununterbrochen, und der Fleck, wo sich das Lager befand, wurde immer kleiner. Von keiner Seite war Hilfe zu erwarten. Das Lager selbst verfügte über keinerlei Rettungsmittel. Es waren nur drei Boote vorhanden, die insgesamt zehn Leute faßten. Die Ketten von diesen Booten wurden durch die Wand der ersten Baracke am Fuße des darin befindlichen Tisches befestigt und mit einem Schloß versehen. Vor dem Schreibtisch saß ein mittelmäßiger Mann mit breitem, energischem und sonnenverbranntem Gesicht. Über ihm hing eine Petroleumlampe, die den Raum spärlich beleuchtete. Vor dem Mann hing eine Skala des Apparates, der den Wasserstand anzeigte. Der Zeiger des Apparates schlich langsam, aber stetig zur roten Linie, die anzeigte, wann sich die Gewässer des Gelben Flusses über dem Hügel schlossen. Auch die anderen Baracken wurden spärlich beleuchtet. Dort lagen die Leute auf dem Boden und auf den aus Brettern schnell zusammengestellten Pritschen. Wortlos starrten sie vor sich hin. Die ersten Tage waren sie dauernd draußen, beobachteten das Wasser und steckten die Äste in die Erde, um den Wasserstand deutlich zu machen. Aber mit der Zeit wurden sie gleichgültig und starr. Den Tod konnte man nicht vermeiden, einen Tag früher oder später — das war schon egal. Aber nicht alle Kulis dachten so. Es waren einige, die die Boote ständig im Auge behalten hatten. Wozu brauchte sie der Bauleiter, Ingenieur Andrejew? Für die lärmenden weißen Frauen und ihre Kinder? — Kaum. Bestimmt

für sich selbst. Besonders die bei den Maschinen angestellten Europäer wurden immer aggressiver. Ihnen gaben die drei Boote keine Ruhe. „Hier ist kein Europa, um sich mit den Frauen zu beschäftigen“, sagten sie. Trotz verschiedener Hautfarbe und Verachtung, die sie gegeneinander empfanden: fünfzehn Kantinenstammgäste wurden sofort einig, als es sich um diese Sache handelte. Unaufhörlich bewachten sie die Boote und warteten auf den günstigen Augenblick, um den ‚Hund‘, wie sie den Bauleiter nannten, zu beseitigen.

Die Kantine war heller erleuchtet als andere Baracken. Manche saßen vor den fetten und schmutzigen Tischen und nippten an einem Glas Whisky oder Reisschnaps. Die anderen lagen am Boden herum, trotz des Kotes, der ihn bedeckte und immer mehr von draußen gebracht wurde. Der Kantineninhaber schlief.

Seine Gäste führten selbst Rechnung, und es gab keinen Zweifel über die Genauigkeit ihrer Aufzeichnungen. Sie haben ihre eigenen Gesetze, diese Ausgestoßenen, laut denen es auf keinen Fall vorkommen darf, den Kameraden Schaden zu bringen. Aber einen Fremden können sie auch einer Kupfermünze wegen ermorden. Die Luft im Raume war schwer und erfüllt vom Gestank nach lange nicht mehr gewaschenen Menschenkörpern, von Tabakrauch und Alkohol. Aber das alles störte diese Leute nicht. Sie saßen ruhig da, und die Stille wurde nur von hin- und hergehenden Wachtposten gestört.

Der Bauleiter schlief auch nicht. Er war fest davon überzeugt, daß in kurzer Zeit ein Rückgang des Wasserstandes eintreten würde. Aber er zweifelte an der Nervenstärke dieses bunt zusammengewürfelten Menschenhaufens. Er erwartete jeden

Augenblick eine Meuterei, weil die Leute während der letzten Tage so still und verdächtig waren. Bisher hatte er alle Dinge, die zu Reibereien führen könnten, zu vermeiden gewußt. Nur noch die Boote stellten in dieser Hinsicht eine Gefahr dar. Je höher das Wasser stieg, desto gierigere Blicke richteten sich auf die Boote.

Ich habe den größten Fehler gemacht, daß ich die Boote nicht gleich am Anfang versenkte, dachte Andrejew. Wenn etwas passiert, so sind sie die einzige Ursache.

Er zog zwei geladene Pistolen aus der Schublade, prüfte noch einmal, ob sie geladen waren, und steckte sie in die Tasche. Zwei vollgeladene Magazine entdeckte er ebenfalls und betrachtete sie nachdenklich, die Möglichkeit berechnend, ob er damit die rebellischen Arbeiter in Schach halten konnte. „Kaum“, sagte er zu sich selbst, „werde ich die zwei Revolver vollkommen ausnützen können, da ich vielleicht nicht die Möglichkeit haben werde, die Magazine einzusetzen. Sie werden mich früher erschießen.“ Dennoch fühlte er keine Angst. Er trat aus der Baracke. Draußen war alles leer. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und es regnete. Gegen Morgen hin wurde der Wind stiller. Andrejew fühlte jedoch, daß ihm alles auf der Welt gleichgültig war. Er ging in seine Stube zurück und setzte sich nieder. In der Schreibtischlade bemerkte er einen Brief und ein Heft. Er nahm den Brief und las ihn aufmerksam. Es war eine Einladung zum Kongreß des Weltfriedensvereines, der im Salzkammergut stattfinden sollte. Das Heft enthielt seinen Bericht, den statt ihm sein Kollege Heinrich Schulz vor dem Kongreß vorlesen sollte. Die Blätter des Heftes schienen ihm auf einmal vollkommen fremd und neu

zu sein. Komisch, dachte Andrejew, irgendwo, tausend Kilometer weit, würde man meinem Vortrag über das Bezwingen der Natur zuhören, während mich dieselbe Natur mit einem der primitivsten Mittel zugrunde richtet — sie läßt mich ertrinken. Nach diesem Gedanken mußte er hell auflachen. Zusammen mit Stewars und Orlizky, Schulz und anderen hatten sie nach des Doktors Anweisung den Weltfriedensverein geschaffen, der in Verbindung mit der Nordpolbasis arbeitete, die ganze Welt mit dem Netz seiner Filialen bedeckte und im Begriffe war, sich Macht, Geldmittel und Laboratorien in allen Erdteilen zu verschaffen.

Die Menschheit ist mit ihren Leidenschaften diesem irr-sinnigen Strome gleich, dachte Andrejew. Sie muß man wie den Fluß mit einem Damm regulieren. Der Staat gleicht einem Skorpion. In ihrer Unfähigkeit, einen rationalen Weg zu finden, haben sich die Staaten in Ringen eingeschlossen und sind ohnmächtig wie Skorpione, die glauben, gefangen zu sein, wenn ein Kind im Sande einen Ring um sie gezeichnet hat. Ein schrilles Klingeln brachte ihn von seinen Gedanken ab. Es war die Alarmeinrichtung, die ausgelöst worden war, weil der Wasserstandsanzeiger die rote Linie erreicht hatte. Das Wasser überschwemmte den Hügel und die Wellen schlugen an die Türschwelle. Andrejew lief hinaus. „Haltet euch zusammen! Das Wasser wird bald zurücktreten. Frauen und Kinder vorwärts zu den Booten. Die anderen bleiben zurück.“ Aus Angst weinend und schreiend, wateten die Frauen mit ihren Kindern durch das Wasser und bestiegen die Boote. Als sie fertig waren, ging Andrejew in seine Baracke, um die Boote frei zu machen.

Er löste die Ketten vom Tisch und wandte sich zum Ausgang,

wie gewöhnlich einen Blick auf den Zeiger des Apparates werfend. Der Zeiger stand bewegungslos auf der roten Linie. Andrejew lief zum Apparat und schüttelte ihn, seinen Augen nicht trauend, aber alles war in Ordnung. Andrejew betrachtete den Apparat noch eine Weile. Der Zeiger schwankte hin und her, schlug aber plötzlich entschieden nach unten. Draußen hörte Andrejew Frauengeschrei und Klatschen im Wasser. Mit einem Sprung, dabei seinen Revolver ziehend, war Andrejew bei der Tür und machte einen Schritt zu den Booten. Aus dem Halbdunkel schwirrte ein Messer heran und drang ihm tief in die Brust, aber er blieb, sich an die Barackenwand lehnend, stehen. „Das Wasser fällt. Die Boote verlassen“, schrie er und seine Stimme beruhigte den Menschenhaufen. Mit schwankenden Füßen machte er einige Schritte, um seine Stube zu erreichen, aber seine Kräfte versagten, und er fiel zu Boden. Das letzte, was er gesehen hatte, war der lichte rötliche Morgenhimmel und etwas Weißes, Rundes, das über ihm schwebte.

Mehmed landete nicht weit von Andrejews Baracke. Er befreite sich rasch vom Fallschirm, während die Arbeiter, voll Überraschung und Angst erstarrt, beiseite standen. Er blickte sich um und sah auf der Türschwelle einen Europäer liegen, dem das Blut aus einer Brustwunde floß. Er gab den Befehl, daß alle auf ihre Plätze gehen sollten und ließ von zwei Arbeitern Andrejew in die Baracke schaffen. Die Arbeiter folgten gehorsam seinen Anweisungen. Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten den wasserfreien Hügel und die nassen Baracken. Der Gelbe Fluß zog sich schnell zurück und ließ nur einen schmutzigen Schlamm hinter sich.

In Sümpfen verborgen

Orlizky, der Stellvertreter des Doktors, machte sein Versuchslaboratorium im südöstlichen Teil der Bjelorussia auf. Er wählte für diesen Zweck ein unbewohntes Gebiet zwischen den Flüssen Goryn und Styr, den Nebenflüssen des Pripet. In den Wäldern und Sümpfen versteckt, arbeiteten er und seine Mitarbeiter selbstvergessen an der Lösung des Problems der Herstellung des Elements Ceron für friedliche Zwecke. Den Behörden wurde die Station als Sägewerk gemeldet. Sie war weit entfernt von den nächsten Eisenbahnlinien und Autostraßen. Nur ein Knüppeldamm führte durch den Sumpf, über Wiesen, Lichtungen und an Waldrändern vorbei, zu dem Laboratorium. An trockenen Stellen wurde der Weg nur mit einigen Wagenspuren bezeichnet, dann führte wieder ein Knüppeldamm weiter. Im Frühjahr überdeckte ein Teppich von Maiglöckchen die Gegend, im Sommer war es ein Reich der Beeren und Schwämme. Zwischen Birken und Tannen schoß das saftige grüne Gras hervor und manchmal wurde dunkles, faules Wasser sichtbar.

Es war gegen Mittag. Eine heilige Stille lag über der Gegend, nur manchmal unterbrochen durch das Flügelgeräusch eines vorbeifliegenden Vogels. Manchmal lief ein Hase über die Lichtung, von irgendeinem Feind aus seinem Schläfe aufgeschreckt. Nur in den kleinen, niedrigen Bauten der Orlizkykolonie wurde es lebendig. Vor den Häusern war ein glatter schöner Hof, dahinter begann der finstere und geheimnisvolle Wald. Es war alles vorbereitet, damit ein zufällig Verirrtes nichts Bedeutsames sehen konnte. Am Waldrand endete der

einzig Weg, der die Kolonie mit der übrigen Welt verband. Rundum lagen gefährliche, nur im Winter zugängliche Sümpfe. Links von den Bauten befand sich ein Pferdestall. Vor dem Stall spannte ein Pferdeknecht die heißen und schwitzenden Pferde aus einem Wagen und führte sie auf und ab. Er brachte die Lebensmittel und die wöchentliche Post aus weitgelegener Ortschaft. Ein Junge spritzte die Kutsche ab und neckte den dabeistehenden Kutscher. Von der Veranda her hörte man das Klappern von Geschirr. Es wurde eben für den Tee gedeckt.

Eine doppelte Glastür führte in das große, spärlich und einfach möblierte Zimmer, wo sich die wenigen Kolonienmitglieder und Orlizkys Mitarbeiter versammelten. Alle vertieften sich in die neugebrachten Zeitungen. Hier war auch Helene und ihre sehr junge, hübsche und blonde Nichte Ingeborg, die erst vor kurzem ihren Vater, einen norwegischen Kaufmann, verloren hatte. Plötzlich unabhängig und reich, wußte sie nichts anzufangen und so schloß sie sich ihrer Tante Helene an, die sie immer bewundert hatte und von der sie zum erstenmal von der großen, mitreißenden Arbeit der Ceron-Leute hörte. Sie folgte ihr zu Stewars, wurde dort mit vielen Mitarbeitern bekannt und traf auch Orlizky, von dessen Erscheinen und Persönlichkeit sie begeistert wurde, so daß sie ihre Tante überredete, mit ihm nach Bjelorussia zu gehen. Orlizky, ein schlanker, dunkeläugiger Vierziger mit schönem, kastanienbraunem Haar, hatte stark ergraute Schläfen und zierliche, hübsche Hände. Meistens war er schweigsam und in sich versunken, aber wenn er sprach, funkelten in seinen Augen heiße Blicke, die Menschenherzen gewinnen konnten.

„Sagen Sie, Orlizky, kann es so sein, wie es in der Zeitung steht?“ fragte ihn Helene mit sehr erblaßtem Gesicht.

„Was denn?“ Orlizky schaute abwesend von seiner Zeitung auf.

„Daß man den Eisbrecher Ceron vernichtet habe, die Nordpolbasis wurde wohl auch erwischt. Und wo ist der Doktor? Wir haben schon lange Zeit keine Nachricht von ihm ...“

Helene war sehr aufgeregt und konnte sich nicht beherrschen.

„Aber Helene“, sagte Orlizky beruhigend, „wenn sie die Basis erwischt hätten, hätten sie ein Geschrei veranstaltet. Sie wissen doch, daß der Eisbrecher schon eine Zeitlang nicht mehr brauchbar war, weil er sich an Riffen festgesetzt hatte. Es ist ein großer Verlust für uns. Es hat den Doktor bestimmt wütend gemacht, weil er trotz all seines Ernstes ein wenig sentimental ist und der Eisbrecher für ihn ein Emblem unserer Arbeit wurde.“ Er sah wieder in die Zeitung und lächelte. „Da steht es: die japanische Armada erfüllte tadellos ihre Aufgabe und kehrte nach ihrer Heimat zurück. Beim Landen wurde sie vom Vampir überrascht, der imstande war, die gesamte Armada innerhalb einer Viertelstunde vollkommen zu zerstören und unbeschädigt zu entkommen. Sehen Sie, Helene, es ist großartig.“ Er nahm ihre Hand. „Sie waren immer eine unserer besten und kaltblütigsten Mitarbeiterinnen, und jetzt verlieren Sie das Gleichgewicht. Sie müssen sich erholen.“

Helene machte eine nervöse Gebärde.

„Erholen? Bei diesem Kummer? Ich werde keine Ruhe finden, bis sich der Doktor meldet.“

„Gehen Sie zu Stewars, Helene, ich glaube, er wird sich

freuen, Sie wiederzusehen, und außerdem, Sie wissen ja, daß er den Kongreß vorbereitet. Er kann Sie gut gebrauchen.“

Helene überlegte ein wenig. Sie hatte Stewars immer gern gehabt, aber sie wußte, wie er nach dem Tode seiner Gattin trauerte und sie machte sich keine Illusionen. Gerade deswegen hatte sie Orlizkys Vorschlag, bei ihm im Laboratorium zu arbeiten, angenommen, weil sie sich bei Stewars unsicher fühlte. Orlizky lächelte:

„Gehen Sie nur, Helene, es wird alles wieder werden.“

Helene errötete wie ein Schulmädchen. Orlizky kann wahrhaftig die Gedanken lesen, dachte sie.

„Und für Sie, Ingeborg, habe ich eine Aufgabe.“

Ingeborg wechselte die Farbe.

„Schicken Sie mich auch weg, Orlizky?“

„Ich habe viel Vertrauen zu Ihnen, Ingeborg. Wir brauchen jemanden in der Unternehmung Meitl. Das ist eine A.-G., die ein Glied des Konzerns bildet und den heutigen Konzernführer und Diktator der Lateinunion sehr eifrig unterstützt.“

„Wieso?“ mischte sich Helene ins Gespräch ein.

„Der Diktator der Lateinunion ist Konzernführer geworden? Und Jonson? Ist er zurückgetreten?“

„Der ist gemeinsam mit der japanischen Armada untergegangen“, antwortete Orlizky scharf und zeigte ihr die Zeitung.

„Also, Ingeborg, Ihnen ist die Stellung als Meitls Sekretärin zugesichert. Sie können uns viel helfen und außerdem wird Ihnen das Leben mehr bieten als hier. Sind Sie einverstanden, Ingeborg?“

Helene schlenderte durch das Zimmer auf die Veranda. Orlizky und Ingeborg waren allein in dem Eck des Zimmers.

„Ich brauche nichts vom Leben in der Großstadt. Ich bin mit dem zufrieden, was es mir hier bei Ihnen bietet, Orlizky“, sagte Ingeborg mit einer hellen offenen Stimme. Orlizky wurde ein wenig verlegen.

„Sie sind jung, Ingeborg, Sie sollen mehr vom Leben sehen, um später genau beurteilen zu können, ob Sie etwas brauchen oder nicht, sonst kommt die Enttäuschung, glauben Sie mir.“

„Gut, wenn Sie es wünschen“, sagte Ingeborg kühl. „Wenn Sie mich brauchen . . .“ und sie wandte sich um, um ihre Enttäuschung zu verbergen.

„Aber, Ingeborg“, sagte Orlizky gerührt. „Wir haben jetzt eine unendlich wichtigere und größere Aufgabe als unser Privatleben vor. Einmal, wenn wir fertig sind, werde ich mit Ihnen noch einmal darüber sprechen, vorausgesetzt, Sie behalten Ihre jetzige Meinung bei. Und jetzt“ — er nahm ihre Hand —, „jetzt gehen Sie, mein Kind, ich bitte Sie.“

Ingeborg lächelte ihm dankbar entgegen.

„Sie werden mich immer unverändert finden, Orlizky“, sagte sie.

Nach zwei Stunden verließen Helene und ihre Nichte die kleine Station. Orlizky und einige seiner Mitarbeiter begleiteten sie ein Stück und ritten zurück, als sie das Summen eines Flugmotors vernahmen.

„Warten Sie, meine Herren, ich möchte sehen, wieviel Wagons heute der Luftexpress mitschleppt. Ich will etwas erraten.“ Orlizky lächelte vor sich hin und hielt das Pferd an. Die Gesellschaft schaute neugierig in den blauen Himmel hinein. Der Motorenlärm wurde immer deutlicher und endlich zeigte sich eine fliegende Schlange. Das Hauptflugzeug zog eine Reihe

von Anhängern hinter sich her. Einige von diesen waren rot, andere grün gestrichen. Die roten waren für Personen-, die grünen für Lastenbeförderung. Die Fenster, groß wie Geschäftsauslagen, glitzerten in der Abendsonne. Orlizky zählte die Anhänger und lachte kurz und glücklich. Die kleine Ingeborg machte einen großen Eindruck auf ihn. Zwischen der großen und verantwortlichen Arbeit war es angenehm zu wissen, daß man für ein junges Mädchen etwas bedeutet. Plötzlich löste sich eine Menschengestalt vom Luftexpresß und nach einigen Sekunden öffnete sich ein Fallschirm.

„Sehen Sie den Menschen in der Luft!“ rief Jan, der Junge, der bei den Pferden diente. Orlizky schaute nachdenklich. Was konnte es bedeuten? Ein Spion, den man zu ihnen schickte, oder ein Unglücksfall? Was war zu machen? Aber es gab wenig Zeit zum Nachdenken. Seine Kameraden ritten schon in der Richtung, wo man die Landung des Fallschirmspringers erwartete.

„Halt!“ rief Orlizky. „Er kann in den Sumpf fallen. Holen Sie Stricke, Bretter und einen Gummikahn. Rasch!“ Die Leute ritten hastig nach Hause. „Jan, bleib bei mir. Wir eilen dem Mann entgegen, damit wir ihn nicht aus den Augen verlieren. Du siehst gut. Laß ihn nicht aus den Augen.“ Der Wind trieb den Fallschirm in Richtung des großen Sumpfes.

Orlizky und Jan mußten von den Pferden steigen und zu Fuß laufen, weil der Boden zu naß und unsicher wurde. Der Junge eilte wie ein Jagdhund voraus. Orlizky konnte ihm nur mit Mühe folgen und blieb manchmal stehen, denn er rutschte im faulen Wasser.

„Da hängt er. Schauen Sie!“ jubelte der Junge auf.

Orlizky blickte in die Richtung, wohin der Junge mit der Hand zeigte. Der Wind trieb den Mann auf den Waldrand zu und schließlich verfiel der Fallschirm in dem Geist einer hohen Tanne. Er versuchte vergebens, sich zu befreien.

„Eile nach Hause und bring die anderen her“, befahl Orlizky. Der Junge verschwand. Orlizky ging zur Tanne, aber seine Kameraden und Jan waren früher gekommen, als er annahm. Jan kletterte den Baum hinauf, machte eine Schlinge auf dem Strick und befestigte diese um den Oberkörper des Mannes. Dann ließ er die Strickenden über einen dicken Ast gleiten und als die Leute ihn unten in den Händen hielten, durchschnitt er vorsichtig die Fangleinen des Fallschirms und der Körper glitt langsam zu Boden. Der Mann war zerzaust und erschöpft, aber er erhob sich und betrachtete seinen Retter.

Ich kenne doch den Mann, dachte Orlizky. Ich habe ihn schon einmal irgendwo gesehen.

Mehmed schaute Orlizky ins Gesicht und machte einen Schritt auf ihn zu:

„Orlizky, Sie erkennen mich nicht mehr?“

„Mehmed!“ Orlizky streckte ihm seine Hand entgegen. „Verdammt noch einmal! Von wo kommen denn Sie her?“

„Später — lieber Freund, lassen Sie mich waschen und umziehen. Dann erzähle ich Ihnen alles“, sagte Mehmed. Alle außer Jan begaben sich nach Hause. Jan blieb zurück, um den Fallschirm aus dem Geist zu befreien. Nach ein paar Minuten saßen Orlizky und Mehmed im Arbeitszimmer bei Kognak und schwarzem Kaffee.

„Was mit dem Doktor und Ceron geschah, weiß ich nicht, Orlizky“, sagte Mehmed müde. „Ich kann Ihnen nicht sagen,

ob der Volltreffer in der Maschinenhalle eine Katastrophe verursachte. Es war eine Explosion, das habe ich noch gehört. Dann wechselte Ceron ihren Kurs und verschwand.“ Orlizky trommelte nervös auf der Tischdecke.

„Aber wo konnte die Ceron doch hinfliegen, wenn nicht nach der Nordpolbasis? Und die Basis schweigt.“

„Die Basis befindet sich nur zwei Kilometer weit entfernt vom Eisbrecher, aber ich glaube nicht, daß sie beschädigt wurde. Der Doktor fluchte und schimpfte gegen Jonson.“

Orlizky zeigte ihm den Zeitungsbericht, in dem über die Vernichtung der Armada geschrieben stand.

„Mit dem Burschen ist es aus“, sagte er.

„Und was ist mit dem Konzern geschehen?“ fragte Mehmed rasch.

„Der Diktator der Lateinunion verstaatlichte den Konzern und wurde zum Konzernführer ernannt.“

„So, so“, sagte Mehmed nachdenklich. „Wenn der Kater fortgeht, dann tanzen die Mäuse. Aber dieser ist auch ein schrecklicher Gegner für uns“, fügte er leise hinzu.

„Ja“, sagte Orlizky traurig, „unser erster Erfolg kam uns teuer zu stehen. Wenn der Doktor und André tot sind, wird es nicht leicht, weiterzuarbeiten. Und Ingenieur Andrejew tut mir sehr leid. Er war ein tüchtiger Mitarbeiter...“

„Aber er ist außer Lebensgefahr“, berichtete Mehmed. „Die Wunde war schwer und verschmutzt, aber...“

„Aber man hat mir doch telegraphiert, daß er gefallen sei“, sagte Orlizky. „Ich werde Ihnen das Telegramm zeigen.“

„Das ist ja lustig“, lachte Mehmed auf, „ich muß gestehen, ich habe zu seiner Rettung nicht wenig beigetragen. Ich ließ

„einen tüchtigen Chirurgen aus dem amerikanischen Spital in Peking nach Tsching-Hua rufen, und er brachte Andrejew in Ordnung. Ich kaufte ein Sanitätsflugzeug und nahm Andrejew mit mir zu Mirano in das Chingangebirge.

„Was macht er jetzt in seiner Station?“ fragte Orlizky. „Es ist sonderbar, daß er diesen Platz für die Versuchsstation auswählte.“

„Es sind manche geologische Gründe, die ihn dazu veranlaßten. Und außerdem ist er ein leidenschaftlicher Jäger, und für einen solchen ist das Chingangebirge ein richtiges Paradies.“

„So“, staunte Orlizky. „Dann könnte er sich ruhig auch hier niederlassen. Wir haben eine Unmenge von Wölfen hier.“

„Wölfe“, lachte Mehmed, „am Chingan sind Tiger, stärker und gefährlicher als die berühmten bengalischen Tiger, und die Rehe.“

„Die Rehe? Und was machen die, wenn sich das Gebirge mit Eis und Schnee bedeckt? Da gibt es ja kein Futter.“

„Es ist merkwürdig, wie die Tiere instinktiv das Beste tun, um sich vor dem Hunger zu retten. Sie übersiedeln einfach. Im vergangenen Herbst lag schon im September Schnee, und einige Tage lang zogen die Rehe in der Richtung auf die engste Stelle des Amurflusses; obzwar schon Eisstücke schwammen, erreichten die Rehe trotzdem glücklich das andere Ufer. Sehr viele fielen der Bevölkerung zum Opfer, die sie gierig schlachtete, aber die größte Menge erreichte ihr Ziel — die Ebene des Sungariflusses, der hinter der Gebirgskette in den Amur mündet.“

„Ja“, sagte Orlizky. „Manche Soziologen vergleichen die

Masseninstinkte der Menschen und Tiere... Aber Sie sind müde, Mehmed, gehen Sie jetzt schlafen.“ Beide standen auf.

„Ja, und was erreichte Mirano außer seinen Jagdtrophäen?“ fragte Orlizky. „Er hat alles vorbereitet, um die Ceronerzeugung von der Nordpolbasis nach dem Chingangebirge zu verlagern. Und außerdem soll ich Ihnen des Doktors Anweisungen ausrichten. Alle Instruktionen sind im siebenten und neunundzwanzigsten Band der Stewarsbücherei am Gosausee. Außerdem wünscht der Doktor, daß Stewars den Kongreß sobald als möglich veranstaltet.“

„Wird schon erledigt. Ich werde noch heute Stewars sprechen. Und jetzt gehen Sie schlafen, mein Lieber, Sie sind ganz blaß.“

„Sie haben recht, Orlizky, ich muß mich ein wenig ausruhen“, sagte Mehmed und ging aus dem Zimmer.

Orlizky legte sich auf das Sofa und zündete sich eine Zigarre an. Mit der Basis wird es nicht zu arg sein. Man setzte sich mit ihr fast immer durch den Doktor in Verbindung, und es war nichts Besonderes, daß sie jetzt schwieg. Außerdem, falls ihr etwas zugestoßen wäre, hätte der Doktor zuerst den Insassen Hilfe geleistet und nicht gleich die Armada verfolgt. Mit dem Doktor selbst war die Sache viel ärger. Er befürchtete sicher eine Katastrophe, weil er Mehmed mit dem Fallschirm abspringen ließ.

In dem Moment sprang ein nasses, schmutziges Wesen Orlizky auf die Brust und schleckte ihm mit freudigem Winseln und Wimmern das Gesicht. Orlizky sprang auf, und das Wesen fiel zu Boden und lief um Orlizky herum. Es war ein Dackel, den Orlizky im vorigen Jahr dem Doktor geschenkt

hatte. „Lux, du, alter Hund!“ Orlizky hob das schmutzige, mit Schlamm bedeckte Tier auf und preßte es an seine Brust. „Sag, wo ist der Doktor, dein Herr, Lux?“ Er sah ein ledernes Säckchen an Lux' Halsband befestigt und löste es mit ungeduldigen Händen. Es befand sich ein Brief von André darinnen:

„Unsere einzige Hoffnung ist Lux. Der Doktor ist anscheinend schwer krank, und ich darf ihn keinen Augenblick verlassen. Wir haben uns im letzten Moment gerettet, aber die paar Tropfen Ceron reichten nur, um zu Ihnen zu gelangen. Jetzt ist es finster und kalt bei uns. Die Ceron ist drei Meter tief in den Sumpf gesunken. Sie haben Lux erzogen, er wird Sie schon finden. Aber zweimal ging er erfolglos und konnte aus dem Sumpf keinen Ausweg finden. Vor kurzem schickte ich ihn zum drittenmal weg und hoffte, daß Sie bald kämen. In der Finsternis habe ich weder einen Kompaß noch sonstige Apparate gefunden. André.“

Die alten Mitkämpfer

Fast bis Mitternacht dauerten die Vorbereitungen, die die Kolonie traf, um die Ceron und ihre Insassen suchen zu gehen. Orlizky hatte alles mögliche in Betracht gezogen, damit die Suche einen Erfolg hätte. Lux hatte sich saubergeschleckt und lief besorgt zwischen den beschäftigten Leuten hin und her.

„Ein bißchen Geduld, Kleiner“, sagte Orlizky gutmütig zu ihm. „Wir wollen bald gehen.“

Für Lux fertigte man schnell eine Weste mit zwei Taschen auf dem Rücken an. In diesen Taschen befestigte man eine

rote und eine gelbe Taschenlampe, um sich beim Nebel zurechtzufinden. Da man infolge des sumpfigen Weges den Hund nicht an der Leine führen konnte, hatte man dieses Mittel gewählt, um ihm folgen zu können. Mehmed erwachte plötzlich und schlich aus seinem Zimmer. Als er die fieberhaften Vorbereitungen sah, bat er um einen Anzug, um mitgehen zu können.

„Aber, Mehmed, es ist ja nicht nötig“, sagte Orlizky zu ihm. „Bleiben Sie lieber zu Hause. Sie sind müde und erschöpft.“

Aber Mehmed wollte unbedingt mit, und Orlizky mußte es ihm bewilligen. Gegen Mitternacht begann die Suchaktion, an der sich sechs Leute beteiligten. Jan führte Lux an der Leine voraus, und die kleinen Laternen funkelten hoffnungsvoll und froh. Hinter Orlizky ging Mehmed mit einem kleinen Kanister, der mit Ceron gefüllt war. Es genügte, um für längere Zeit den 30.000 PS starken Mechanismus der Ceron in Bewegung zu setzen. Hinter der Gruppe ging einer der Mitarbeiter Orlizkys und schleppte eine schwere Apparatur auf einem Karren mit.

„Wozu brauchen Sie dieses Ungeheuer?“ fragte Mehmed Orlizky lächelnd. „Im Walde werden wir alle nicht imstande sein, es weiterzubringen. Es muß ja unheimlich schwer sein.“

Orlizky lächelte:

„Aber ohne dieses Ungeheuer könnte ich nicht mein Laboratorium erreichen. Außerdem hoffe ich, damit auch die Ceron aufzufinden.“

„Wo haben Sie denn das Laboratorium?“ fragte Mehmed.

„In der Mitte des Divlinmoores auf der Haseninsel.“

„Ich könnte es begreifen, wenn es keine Räder, sondern Raupen oder Amphibienantrieb hätte. Aber die Räder... Das verstehe ich nicht.“

„Mein lieber Freund, diese Räder sind viel mehr Wert als irgendeine Art von Raupen. Der dynamische Widerstand drückt durch die Öffnungen in den Felgen, und dies verringert den Druck des Gewichtes. Wenn der Schlamm ins Wasser übergeht, dann schließen sich die Öffnungen und es treten Stacheln für das Eis heraus.“

„Für das Eis?“

„Hat Ihnen denn der Doktor nichts erzählt?“

„Nein.“ Mehmed schaute neugierig Orlizky an.

„Sehen Sie, um unser Laboratorium unzugänglich zu machen, gehen wir dorthin nur in der Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Diese Apparatur schafft vor uns einen vereisten Pfad, wenn aber die Sonne aufgeht, schmilzt das Eis und es verschwinden die Spuren, nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren.“

„Und auf diese Weise glauben Sie, auch die Ceron zu erreichen?“

„Selbstverständlich, Mehmed, sobald Lux uns die Richtung zeigt.“

Ein Auerhahn fiel, erschreckt durch die Laternenstrahlen, vom Baum. Einige Hasen liefen hastig weg. Orlizky lachte:

„Die Armen, so eine Aufregung verursachen wir jetzt im Walde.“

Der Wald ging zu Ende, und unter den Füßen spürte man das Wasser. Orlizky schaute auf den Kompaß:

„Wir gingen bisher immer in nordöstlicher Richtung“, sagte

er. „Es ist viel ernster, als ich dachte. Hier beginnt der unendliche Beresinamorast.“

„Was sollen wir denn machen?“ fragte Mehmed besorgt.

„Lassen Sie den Hund frei, Jan“, befahl Orlizky. Lux machte einige Sprünge, und allmählich entfernte sich die Laterne.

„Er schwimmt“, sagte Mehmed.

„Vielleicht“, antwortete Orlizky, die Lichter beobachtend. Plötzlich hörten sie auf, sich zu bewegen, tanzten hin und her, verschwanden und zeigten sich schließlich wieder. Die Leute am Rande des Sumpfes vernahmen Lux' dumpfes Gebell. Die Lichter bewegten sich in die Höhe, fielen aber dann wieder tiefer. „Er wollte die Ceron erklettern und fiel hinab“, sagte Mehmed.

„Bestimmt“, entgegnete Orlizky. „Aber die Ceron ist fünf Meter vierzig hoch, wenn ich mich nicht irre; es ist nicht leicht für einen Dackel, eine solche Höhe zu erreichen.“

„Ja, die Ceron ist fünfhundert Quadratmeter groß“, sagte Mehmed stolz.

„Aber meine Herrschaften, wir dürfen keine Minute verlieren“, sprach Orlizky. „Vorwärts, wir haben noch wenigstens sechshundert Meter zu überwinden.“

Man brachte die Apparatur herbei und ging Schritt für Schritt den entstandenen Eispfad entlang. Nach einer halben Stunde erkletterten Mehmed und Orlizky die Ceron, und eine halbe Stunde später wurde es in dem finsternen und kalten Koloß wieder lebendig. Dies ermöglichte die goldfarbene Flüssigkeit, die Mehmed mitgebracht hatte.

Der Doktor fühlte sich zwar schwach, aber es bestand keine

Lebensgefahr. Es war ein Nervenzusammenbruch, hervorgerufen durch die Verhältnisse, in denen man die letzte Zeit gelebt hatte, ohne Licht, ohne Feuer, ohne warmes Essen. Unter solchen Umständen war natürlich keine Genesung möglich. Mit der Ceron lebte der Doktor wieder auf. Als André und Mehmed ihm das Essen zubereitet hatten, sagte er, daß er von geschäftlichen Sachen zu sprechen wünsche. Orlizky kam ihm daher mit seiner Frage gefällig entgegen:

„Vielleicht übersiedeln Sie zu uns, Doktor?“

„Danke, lieber Freund, aber ich möchte die Ceron nicht verlassen“, antwortete der Doktor. Inzwischen stellte André die Funkverbindung mit der Nordpolbasis her. Man teilte ihm mit, daß auf dem Eisbrecher nichts Wertvolles geblieben war und darum der entstandene Schaden sehr gering sei. Man konnte aber bemerken, daß die Leute der Basis müde waren und eine Abwechslung wünschten. Der Doktor und Orlizky schauten sich gegenseitig an.

„Jetzt ist es unmöglich“, sagte Orlizky.

„Vielleicht später, wenn ich gesund werde“, sagte der Doktor traurig.

„Ja, in drei, vier Monaten“, stimmte Orlizky zu.

„Was wird mit der Ceron?“ fragte Orlizky weiter.

„Ich werde fortfliegen“, antwortete der Doktor.

„Sie brauchen ja Pflege und frische Nahrung, Doktor“, protestierte Orlizky.

„Haben Sie denn keinen Platz für die Ceron, Orlizky?“ fragte André, vom Apparat, mit dem er sich beschäftigte, aufblickend.

„Wieso keinen Platz?“ entgegnete Orlizky empört. „Wir

werden die Ceron in die Erde senken und oben mit Moos tarnen. Es wird für uns alle bequem sein. Wir werden imstande sein, den Doktor mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, und später, wenn sich der Doktor stärker fühlt, kann er an unserer Arbeit teilnehmen. Wenn wir mit unserem präparierten Element fertig sind, dann besteht auch bei einem Volltreffer keine Gefahr einer Treibstoffexplosion. Unser Industrie-Ceron wird vollkommen harmlos und nicht explosionsfähig sein. Aber draußen bleiben ist zu gefährlich. Sie könnten zufällig gesehen werden.“

„Aber wie werden Sie uns unter die Erde bringen?“ fragte der Doktor neugierig. „André, wie tief sitzen wir jetzt im Sumpf?“

„Ein Meter zehn.“

„Sehen Sie, Orlizky!“

„Das unterirdische Laboratorium einzurichten war viel schwieriger“, antwortete Orlizky gelassen. „Entschuldigen Sie mich für einen Moment, Doktor, ich schicke meine Mitarbeiter zum Stützpunkt, um die nötigen Schritte einzuleiten.“ Nach fünf Minuten war Orlizky bereits wieder zurück.

„Spätestens übermorgen können Sie übersiedeln“, sagte er.

„Brauchen Sie denn so viel Zeit?“ fragte Mehmed enttäuscht.

„Aber das ist ja unmöglich“, rief der Doktor. „Sie müssen ja einige tausend Kubikmeter ausheben.“

„Es geht schon, Doktor“, lächelte Orlizky.

„Also“, sagte der Doktor, „wollen wir einen kurzen Rückblick auf das Geschehene machen: Der Konzern ist erledigt, die drei Konzernführer sind ja tot, und Sie wissen, meine Herrschaften, daß die drei die Seele des Konzerns bildeten.“

„Aber jetzt trat der andere auf, der hinter diesen dreien steckte“, entgegnete Mehmed.

„Wer ist es denn?“ fragte André.

„Es ist der Diktator der Lateinunion, De-Largo...“

„Ach so...“, der Doktor trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Was machen wir nun mit diesem Burschen?“

„Durch einen Luftangriff wird man ihn kaum vernichten können... aber...“, Orlizky blickte schlau den Doktor an — „man hört, daß die Bevölkerung mit diesem Wohltäter nicht allzu zufrieden ist.“

„Sie haben recht, Orlizky“, nickte der Doktor nachdenklich. „Es wäre von Vorteil“, setzte er nach einer Weile fort, „unsere Leute in De-Largos Armee und Kriegsmarine hineinzuschmuggeln. Auch in den Arbeiterkreisen können wir dies machen. Einer müßte in der Metropole alle Handlungen koordinieren.“

„Informationen von Meitls Unternehmen, das De-Largo unterstützt und von dem er sein Geld bezieht, werden wir bald von Ingeborg haben“, sagte Orlizky.

„Bravo, Orlizky“, der Doktor blickte zufrieden auf. „In der Kriegsmarine kann sich Mirano betätigen. Er ist sowieso Freigattenkapitän und hat erst vor fünf Jahren seinen Abschied genommen. André kommt in die Armee. Es wird schon gehen.“ — André schnitt ein unzufriedenes Gesicht. „Ja, ja, mein Lieber, genug mit dem Weltenbummeln“, lachte der Doktor freundlich. „Die Metropole behalte ich mir vor...“

„Nein, auf keinen Fall, Doktor“, protestierten alle drei.

„Aber warum denn? Glauben Sie, daß ich ein Idiot oder ein Epileptiker geworden bin?“ ärgerte sich der Doktor.

„Das gerade nicht, lieber Doktor, aber Sie sind noch zu schwach, und wir brauchen für diesen Zweck einen vollkommen gesunden Mann“, entgegnete André rasch.

„Ich schlage Orlizky vor“, sagte Mehmed.

„Und wer bleibt hier?“

„Sie, Doktor. Es ist übrigens nicht viel zu tun, weil meine Forschungen schon zu Ende sind. Sie werden sich hier erholen. Die Ceron bleibt ebenfalls hier. Bjelorussia liegt nicht weit von der Lateinunion, so daß Sie in wenigen Stunden dort sein können, wenn wir Sie brauchen.“

„Richtig, Orlizky, ich danke Ihnen vielmals“, und der Doktor reichte ihm die Hand. „Sie bekommen Bill als Sekretär. Der hat schon genug Tiger am Chingan gejagt. Jetzt wird ernst gearbeitet. Haben Sie Stewars wegen des Kongresses benachrichtigt?“

„Der Kongreß wird in einigen Tagen stattfinden. Stewars teilte mir mit, daß Marvin seine Verhandlungen erfolgreich durchgeführt hat und die drei Staaten unsere Bedingungen angenommen haben. Man stellt uns eine große, zur Kolonisation nicht brauchbare Insel mit etwa viertausendfünfhundert Quadratkilometer Ausdehnung zur Verfügung“, berichtete Orlizky.

„Wer ist dieser Marvin eigentlich?“ fragte Mehmed.

„Einer unserer besten Mitarbeiter in der Lateinunion“, antwortete der Doktor kurz.

„Die Insel ist übrigens unbewohnt und hat einen schönen, augenblicklich jedoch durch Riffe unzugänglichen Hafen.“

„Wem soll ich den Auftrag geben?“ fragte der Doktor.

„Ich denke, Stewars“, antwortete Orlizky.

„Die Arbeit kann man nach dem Kongreß anfangen. Ingenieur Andrejew wird die technische Führung übernehmen. Er wird bald gesund in dem südlichen Klima. Ich glaube, Bill hat ihn schon geheilt mit seiner Jen-Schen-Kur“, sagte Mehmed.

„Was?“ fragte der Doktor.

„Bill hat von seinen Freunden — chinesischen Jägern — ein paar Jen-Schen-Wurzeln bekommen, die jede Krankheit, besonders allgemeine Schwäche, in einigen Wochen vollkommen heilen. Es sind Wurzeln in der Größe meiner Hand und haben die Form eines Menschenkörpers. Man schätzt sie sehr teuer, zirka zweitausend Dollar das Stück, aber sie vollbringen direkt Wunder.“

„Ich habe etwas davon gehört“, sagte der Doktor nachdenklich. „Ich glaube, diese Wurzeln absorbieren die radioaktiven Ausstrahlungen des Bodens.“

„Es wäre auch für Sie das Gegebene, Doktor“, meinte André.

„Wir werden Bill benachrichtigen, daß er ein paar Stück für Sie bringe“, sagte Mehmed rasch. „Die europäische Medizin kennt solche Mittel noch nicht.“

„Gut, gut“, sagte der Doktor. „Aber was war denn mit dem Andrejew los?“

Mehmed erzählte ihm sein Abenteuer am Gelben Fluß.

„Es ist gut“, sprach der Doktor. „Er ist mit den gelben Arbeitern schon vertraut, und ihm fällt die Arbeit bestimmt leichter als einem, der noch nicht im Osten war.“

Draußen wurde es hell. Orlizky und Mehmed verabschiedeten sich vom Doktor und stiegen durch die Lücke hinaus. Lux ging mit ihnen, weil er fühlte, daß es sein Recht war, zu

wählen, bei wem er bleiben will. In der Kolonie hat es ihm besser gefallen. Er trat vorsichtig auf den Eispfad, sah aber bald, daß dieser vollkommen sicher war, und lief freudig voraus. Seine Lichter wurden in der Dämmerung blaß und scheuchten keine Waldbewohner mehr.

„Aber wissen Sie was, Mehmed“, sagte Orlizky nachdenklich. „Ich möchte einstweilen die Tatsache geheimhalten, daß der Doktor, André und Ingenieur Andrejew noch am Leben sind. Sicher ist sicher. Stewars werden wir dies persönlich mitteilen, um die drei nicht unnötiger Gefahr auszusetzen. Man kann nie wissen, wer unserer Sendung zuhört.“

„Schade, daß unsere Damen einen Tag früher weggefahren sind, sie könnten Stewars benachrichtigen“, sagte Mehmed.

„Es ist nicht allzu wichtig“, entgegnete Orlizky. „Aber am Kongreß könnte Stewars sicherer auftreten, wenn er wüßte, daß der Doktor wohl auf ist.“

„Kann man nichts machen!“

Ingeborg an der Arbeit

Ingeborg blieb mit Helene einige Tage bei Stewars am Gosausee. Helene hatte sich beruhigt und erholt. Es bereitet ihr eine große Freude, Stewars wiederzusehen und mit ihm zu arbeiten. Stewars freute sich nicht weniger. Er hatte Helene seit ihrer Zusammenarbeit an der Riviera lieb gewonnen, aber die Zeiten waren zu ernst, um an das eigene Glück zu denken. Stewars fand es aber recht nett von ihr, daß sie ihn aufgesucht hatte. Sie hatten viel an den Vorbereitungen zum Kongreß zu

arbeiten. Ingeborg bewunderte die schöne Villa Stewars', den kleinen hübschen Gosausee und die schneebedeckten Gipfel des Dachsteins. Am meisten aber bewunderte sie die männlich-schöne Erscheinung und das freundliche Wesen ihres Gastgebers. Dennoch fühlte sie sich ein wenig fremd und verlassen und mußte viel an Orlizky denken. So war sie froh, als Stewars ihr mitteilte, daß alles für ihren Dienstantritt in der Firma Meitl bereit sei. „Sie könnten uns allen von großem Vorteil sein“, sprach Stewars freundlich. „Vergessen Sie nicht, wie groß des Doktors Werk ist. Wir müssen ihm alle helfen, ohne an unser eigenes Leben zu denken.“ Ingeborg dachte oft an die geheimnisvolle Ceron und den nicht weniger geheimnisvollen Doktor. Manchmal bewunderte sie die Zauberkunst des Doktors, ein andermal ärgerte sie sich darüber, daß er so viele Leute gefangengenommen; ihnen ihr Privatleben entrissen und sie schließlich zu Sklaven seiner Idee gemacht hatte, und dabei dachte sie an Orlizky. In solchen Momenten wollte sie den Doktor kennenlernen, um ihm ihre Meinung ins Gesicht zu sagen.

Stewars bestellte für Ingeborg ein Zimmer in einer Pension und begleitete sie zur Bahnstation. Unterwegs gab er ihr Anweisungen, mit wem sie vertraut reden dürfe. Es waren nicht viele.

„Übrigens, wenn Sie etwas benötigen, brauchen Sie mich bloß benachrichtigen, Ingeborg“, sagte er, als sie in den Schnellzug einstieg.

Es ging alles wie gewünscht, und am nächsten Montag saß Ingeborg schon in einem großen Arbeitszimmer eines Direktors der Firma Meitl und stenographierte fleißig einen Brief nach

dem anderen. Sie hatte geglaubt, gleich etwas Wichtiges zu erfahren und war über den langweiligen und einseitigen Inhalt der Briefe höchst enttäuscht. Bald schrieb sie ganz mechanisch und dachte an die Zeit, wo sie Orlikys Kommentare zu den Forschungen stenographierte. Sie dachte an seinen schönen Kopf und lächelte leise vor sich hin.

„Im Interesse unserer Kundschaft“, diktierte der Direktor, seine Augenbrauen erhebend. Ingeborgs Bleistift flog über das Papier dahin. „...und der gesamten Menschheit gelang es uns nach unendlichen Schwierigkeiten, unsere Modelle noch zu vervollkommen. Um schöner zu werden, brauchen Sie nicht Ihr Auto anzuhalten, die schmutzige Gepäcksbox hinten aufzumachen und Ihre Kleider auszuziehen. Nein, das brauchen Sie wirklich nicht!“ Der Direktor machte eine Pause. „Nein, wenn Sie unser Auto besitzen, brauchen Sie nur auf einen Knopf zu drücken, um Ihre Koffer, Ihren Hutkarton und Ihre Schuhe vor sich zu haben. Sie nehmen, was nötig ist, betätigen wieder einen Knopf und alles verschwindet wieder im Innern des Autos. Nur die Frau, die unser Auto hat, kann schön, gepflegt und bewundert sein.“ Weiter folgte die Biographie des Herrn Meitl, der diese Modelle geschaffen hatte.

„Unser genialer Meitl stellte alle seine Kräfte in den Dienst an der Kundschaft. Er suchte immer den Weg, um jeden Menschen zu seiner Kundschaft zu machen. Sein ganzes Leben ist ein Gewinnen von Menschenherzen. Seine Umfragen wurden mit der Zeit zu Volksabstimmungen, wo jeder die Frage bejahen oder verneinen sollte: Will ich alles, was das Leben uns reicht, haben und meine Gesundheit erhalten, was nur bei Verwendung von Meitls Fabrikaten möglich ist, oder will ich ohne

diesen Fabrikaten zugrunde gehen. Die letzte Volksabstimmung zeigte, daß der Meitl-Konzern fast alle Herzen gewann. Wir ...“ machte der Direktor den Abschluß, „sind die Generalvertreter des genialen Meitl für Europa, und wir sind seinen Prinzipien treu geblieben. Unsere Informationsbüros, Garagen, Auto-Kundendienste und andere Werkstätten stehen Tag und Nacht unseren Kunden zur Verfügung.“

„Wir ...“ so ging es die ganze Zeit, und wenn der Direktor besonders dichterisch aufgelegt war, war er für Ingeborg fast unerträglich. Manchmal träumte Ingeborg, daß ihr gegenüber kein Direktor sitze, sondern einer der sonderbaren Leute, die ihr Leben der Idee geweiht hatten, der Menschheit bessere Lebensbedingungen zu bringen. „Wir verkaufen so viele Autos in einem Jahr, wie eine andere Firma nicht in drei Jahren verkauft ...“

„Wiederholen“, Ingeborg schaute den Direktor groß an.

„Wiederholen? ...“ das schrille Pfeifen der Fabrikssirene rettete sie aus dieser unangenehmen Lage. Die Dienstzeit war zu Ende. Ingeborg zog sich schnell an und trat auf den breiten Gang hinaus. Aus allen Türen strömten Leute über Gänge und Treppen in den Werkshof. Hier vermischten sich Beamte und Arbeiter. Das große Tor war geschlossen, und die ungeduldige Menge drängte zu zweit und zu dritt durch die zwei seitlichen Pforten. Zwei Leute des Werkschutzes und der Werkdetektiv beobachteten scharf die Vorbeigehenden. Den Rat Stewars befolgend, plauderte Ingeborg diese Viertelstunde gewöhnlich mit ihren Kollegen und lachte mit ihnen zusammen den Werkschutz aus. Heute war ihr dieses Aufsehen widriger denn je. Sie dachte, daß auch diese am Tore stehenden Leute an allen

Schlechtigkeiten, die auf der Welt vorkommen, mitschuldig seien. Es kam ihr vor, als sähen sie ihr besonders aufmerksam in die Augen. Draußen in der Stadt fühlte sie sich sicher. Sie fühlte sich wie eine Welle des großen Menschenmeeres, das sich über Straßen und Plätze ergoß. Sie freute sich zwischen diesen Menschen, die nur die freien Stunden interessierten und sie nach bester Möglichkeit auszunützen versuchten. Stadtgärten und Parks füllten sich mit Beamten und Arbeitern, die sich nach ein bißchen frischer Luft sehnten. Andere begaben sich an das Ufer des kleinen Flusses, um zu baden oder in der Sonne zu liegen. Ingeborg erreichte den Kai. Das war ein Villenviertel, in dem sich auch die kleine hübsche Pension befand, in der Ingeborg und einige Kolleginnen wohnten. Die Villa stand inmitten eines schönen Gartens. Ihre neuen Freunde, das Brautpaar Alex und Mary, kamen ihr entgegen.

„Du kommst heute später, Ingeborg“, riefen die beiden. „Sag, was hat heute der geniale Meitl für die Menschheit und für sich selbst getan?“

„Laßt mich doch in Ruhe, Kinder“, lachte Ingeborg, und sie begaben sich zusammen auf die große Veranda, wo der dritte Kollege, ein junger Mann, stand.

„Wer als erster ankommt, dem schenke ich was“, rief er und schwenkte einige Briefe über seinem Kopf. Ingeborg sauste wie der Wind über die Wiese, die sie von der Veranda trennte. Sie entriß dem Jungen die Briefe und schaute schnell die Absender durch. Es waren Orlizky, ihre Tante und ihre Großmutter aus Norwegen.

„Wer schreibt dir, du? ...“ drängten sich die Kollegen neugierig um sie. Ingeborg lachte freudig.

„Meine Großmama, meine Tante und mein ... den verrate ich nicht ...“ Und sie lief in ihr Zimmer, um die Briefe in Ruhe lesen zu können.

„Unsere Ingeborg hat auch einen Verlobten. Das habe ich nicht gedacht“, sagte der Junge traurig. Alex und Mary schauten sich glücklich an und lachten.

„Sie müssen sich auch jemanden finden, Sedlatschek“, sagte Mary.

Der Kongreß im Salzkammergut

Stewars und Helene arbeiteten wie besessen an den Vorbereitungen zum Kongreß, wobei Helene mehr Ausdauer und Gleichgewicht zeigte als Stewars. Ihn packte manchmal während der Arbeit eine unbeschreibliche Angst über das Schicksal seiner Freunde und der Ceron, so daß er oftmals Helene allein ließ und mit Goiserern und mit einem Bergstock die Berge hinaufkletterte, um in der Einsamkeit seine Schwäche zu überwinden. Die Zeitungen schrien eine Zeitlang über die ungeheure Vernichtung der japanischen Luftflotte, und häufiger trat der Wunsch hervor, auch der Vampir hätte Schaden erlitten ... Von der Ceron war nichts mehr zu hören. Dann kam die Nachricht von Mehmed mit dem Auftrag des Doktors, den Kongreß so schnell wie möglich zu organisieren. Stewars' Angst steigerte sich jedoch, weil nach Mehmeds Bericht eine Katastrophe über die Ceron hereingebrochen war, so daß sie den Kurs wechselte und in unbekannter Richtung davonflog. Stewars hatte ein unangenehmes Gefühl der Unsicherheit, weil er vor dem

Augenblick bangte, in dem ihn der Kongreß nach dem Doktor fragte. Als Versammlungspunkt wurde eine Jagdhütte zwischen Bad Aussee und dem Hallstätter See gewählt. Es ist dies eine von allen Touristen vergessene Gegend, die an der Grenze des Dachsteins und des Toten Gebirges liegt. Eine Klamme, die von der wilden und schäumigen Obertraun durchbraust wird, die weiter unten in den stillen und flachen Hallstätter See mündet und am anderen Ufer des Sees als Traun weiterläuft, Wasserturbinen für Elektrizitätswerke und Fabriken auf ihrem Wege betreibend. Die Kongreßteilnehmer fanden sich zwei Tage vor dem Kongreß in den umherliegenden kleinen Städtchen und Ortschaften ein, um sich später einzeln zu dem kleinen Jagdhaus zu begeben, das südöstlich der Klamme zwischen Krippenstein und Pinken gelegen war. Es führte ein schöner, aber durchaus nicht gepflegter Waldweg von Bad Aussee zur Obertraun; manchmal verlief er am Waldrand, dann wieder über den tiefen Abgrund, wo der Fluß schäumte, ein andermal durchbrach er das fröhliche Durcheinander eines Birkenwaldes oder einer Lindengruppe, dann wieder säumten ihn schlanke stolze Fichten. Schon des Morgens früh konnte man am Kongreßtage Leute mit Rucksäcken und Bergstöcken auf diesem Wege antreffen. Dann wieder störte das Geklingel von Fahrrädern oder das Knattern eines Motorrades die Ruhe dieses sonst so verlassenem Weges. Auf der Veranda erwartete Helene ihre Gäste beim gedeckten Teetisch. Man erholte sich ein wenig, nahm ein Frühstück ein und begab sich dann in den Saal. Um elf Uhr waren alle Delegierten anwesend. Stewars schilderte in einer sachlichen Rede die Lage, in der sich augenblicklich das Weltfriedenskomitee befand.

„Alle Vorarbeiten sind zu Ende“, sprach er. „Die bei der Zertrümmerung des Atoms frei werdende Energie findet nunmehr eine genau so harmlose Verwendung wie zum Beispiel das Erdöl oder die Kohle. Ihre Kraftkonzentration aber übersteigt millionenfach die aller bis jetzt der Industrie zur Verfügung stehenden Treib- oder Kraftstoffe. Unser Plan . . .“ —

„Verzeihung“, unterbrach ihn eine Stimme aus der Menge der Zuhörer. Stewars blickte verwundert auf. Es war der Vertreter der südamerikanischen Republiken, ein eleganter Fünfziger, mit Monokel und gefärbtem Schnurrbart. Er schaute frech und selbstzufrieden drein.

„Ich bin noch nicht fertig“, sagte Stewars kühl.

Miguel Dakosta lächelte bezaubernd:

„Aber man hatte uns gesagt, daß Sie, Herr Stewars, nur die Versammlung eröffnen werden . . .“

„Und was ich sonst getan hätte?“ fragte Stewars.

„Ja, ja, aber wir erwarten, daß das Hauptreferat der Doktor halten wird und Herr Orlizky uns von den Zukunftsplänen erzählen wird. Und jetzt . . .“

„Sehen Sie hier keinen von den beiden“, beendete Stewars seinen Satz mißgelaunt. Verfluchter Kerl, dachte er, der wird mir alles verderben, wenn ich ihn jetzt nicht ernst nehme.

„Aber es ist nicht so wichtig, Herr Dakosta“, sagte er in einem leichten Tonfall. „Unsere beiden Mitarbeiter wurden plötzlich verhindert, zur richtigen Zeit hier einzutreffen, und so übernahm ich ihre Aufgabe und ihre Berichte.“ Dakosta machte eine leichte Verbeugung und setzte sich nieder. „Ich glaube kaum, daß die beiden überhaupt einmal auftauchen können“, flüsterte er vertraulich seinem Nachbar zu.

„Warum?“ Der große blonde Däne schaute ihn erstaunt an.

„Weil sie nicht mehr leben“, entgegnete Dakosta.

Stewars bemerkte das Flüstern um den Südamerikaner. So ein niederträchtiger Kerl, schimpfte er in Gedanken, Dakostas Worte erratend. Aber er zeigte seine Aufregung nicht und setzte ruhig seine Rede fort.

„Also, meine Herrschaften, unsere Lebensfähigkeiten müssen wir beweisen. Jahrhunderte schon schrie man um Lebensraum. Wegen eines kleinen Erdfleckes lieferte man sich unselige Schlachten. Dies alles können wir in Zukunft ausschalten, da wir der Menschheit einen neuen Lebensraum schaffen können.“

„Und weiter?“ fragte Dakosta spöttisch.

„Weiter: Wir stellen diesen Lebensraum denen zur Verfügung, die in ihrem eigenen Land nicht mehr genügend Platz finden, und denen, die arbeiten wollen, um sich eine bessere Existenz zu schaffen“, antwortete Stewars ruhig...

„Und was haben wir davon?“ fragte Dakosta in seinem herausfordernden Ton.

„So eine Frechheit... das ist ja unerhört...“, vernahm man einzelne Ausrufe.

„Hören Sie doch auf“, sagte ernst und ruhig der Däne, der neben Dakosta saß und legte ihm seine große schwere Hand auf die Schulter. Dakosta zuckte zusammen und fühlte sich plötzlich klein und arm. Gegen drei Uhr machte Stewars eine Pause und bat die Versammlung zu Tisch.

Beim Essen sprach man lebhaft von den Sachen, die Stewars dem Kongreß vorgetragen hatte. Es war den Leuten so, als hätte ihnen Stewars ein Tor in die Ferne aufgemacht.

„Wenn es den Tatsachen entspricht, was er berichtet, braucht

man keinen Krieg mehr zu fürchten“, sprach begeistert ein Franzose.

„Ja, aber wozu brauchen wir eigentlich den neuen Lebensraum?“ sagte ein Russe nachdenklich.

„Aber es wird nicht mehr nötig sein, den eigenen vor Eindringlingen zu schützen“, entgegnete der Brite.

Nach dem Mittagessen setzte Stewars die Versammlung fort, aber kaum trat er an das Rednerpult, sprach Dakosta wieder dazwischen.

„Ich hoffe, alles, was Sie vorher gesagt hatten, Herr Stewars, war nur eine Einleitung“, und er schaute sich vorsichtig um, ob nicht der Däne in seiner Nähe wäre, aber der saß weit von ihm entfernt.

„Aber wozu das alles“, hörte man einige Stimmen.

„Ich bin, meine Herrschaften, hierhergekommen, um weitere Anweisungen für die kommende Arbeit zu erhalten“, sagte Dakosta scharf. „Bisher waren es bloß Redereien, keine Tatsachen und keine festen Punkte.“

„Gut“, erwiderte Stewars. „Ich gebe ihnen auch Tatsachen bekannt. Die wichtigste Voraussetzung, um die Völker in ein gesundes Verhältnis zueinander zu bringen, ist eine planmäßige Einrichtung jedes Landes und ein ebenso planmäßiges Übereinkommen zwischen den Ländern. Dann wird für jeden einzelnen eine zweckmäßige Arbeit ermöglicht werden.“

„Es klingt sehr schön und vielversprechend, aber wenn ein Land einverstanden wäre, würde es auch Geld für die Durchführung dieses Planes verlangen und wir ...“ Dakosta machte eine nachlässige Gebärde.

„Haben Geld genug“, entgegnete Stewars ruhig.

„Oh“, in den schwarzen Augen Dakostas leuchtete es gierig auf. Aber er wollte den Kampf nicht aufgeben. „Und was wird, wenn jemand das unter ihrem Schutz stehende Land angreifen würde?“

„In diesem Falle würden wir den Angreifer rücksichtslos vernichten.“

„Olala! Steht Ihnen vielleicht auch Vampir zur Verfügung?“ kicherte Dakosta belustigt. Er wurde durch die ruhigen Antworten Stewars' gereizt und konnte diesen Umstand kaum verbergen.

„Vielleicht, Herr Dakosta“, sagte Kurt Schimmer, der nicht weit von dem rebellischen Delegierten entfernt saß und sich bisher an der Debatte nicht beteiligt hatte.

„Jetzt ist es aber genug!“ Der schwerfällige Däne erhob sich: „Wenn es Ihnen nicht recht ist, was man hier spricht, steht es Ihnen frei, den Kongreß zu verlassen.“

Stewars schaute gelangweilt drein.

„Ich begleite Sie gern zum Ausgang.“ Mit diesen Worten trat der Däne an Dakosta heran.

„Aber ich habe doch ein Recht, zu wissen...“, protestierte Dakosta.

„Nur das, was wir entscheiden“, unterbrach ihn Stewars. Dakosta schob demonstrativ seinen Stuhl zurück und ging hinaus. Er hoffte im geheimen, daß man ihn doch zurückhalten oder daß sich ihm jemand anschließen werde. Aber niemand rührte sich vom Platz. Draußen dämmerte es bereits, und um die Fichtenwipfel wehte ein kühler Abendwind. Dakosta stolperte über einen Stein, was ihn sehr verdroß und weshalb er sich wieder zurückbegab in den Saal. Er nahm bescheiden bei

der Tür seinen Sitz ein. Niemand beachtete ihn. Alles lauschte gespannt den Ausführungen eines großen dunklen Schweizers, die er an Hand eines Globus, auf dem drei verschiedene, durch gebrochene Linien angezeichnete Punkte eingetragen waren, machte. „Diese Länder“, so erklärte der Schweizer, sind mit unseren Plänen und unseren Bedingungen einverstanden.“

„Wer ist denn das?“ wagte der neugierige Dakosta seinen Nachbar zu fragen.

„Marwin aus Genf“, lautete die kurze Antwort.

„Die drei Regierungen sind mit uns übereingekommen, daß sie uns das für Rüstungszwecke bestimmte Geld zur Verfügung stellen und daß wir dafür den Schutz dieser Länder übernehmen.“ Der Südamerikaner wurde aufmerksam. Oho! dachte er.

„Das Exekutivkomitee wird zur Hälfte aus unseren Mitarbeitern, zur anderen Hälfte aus Regierungsmitgliedern der betreffenden Länder bestehen. Ich, Charles Marvin, Vertreter der Lateinunion, werde die Ehre haben, Vorsitzender dieser drei Komitees zu sein. In die Staatsbank jedes Landes werden wir eine Summe in Gold einlegen, die dem Betrag des jährlichen Budgets des betreffenden Staates entspricht. Der Vertrag ist für sieben Jahre abgeschlossen. Wenn die gestellten Bedingungen erfüllt werden, wird auf zehn, später fünfundzwanzig Jahre verlängert werden.“

„Aber woher nimmt man das viele Geld?“ staunte Dakosta.

„Sind Sie mit der geleisteten Arbeit zufrieden?“ fragte Stewars die Versammlung. Alle Anwesenden bejahten diese Frage.

Nun trat Ingenieur Heinrich Schulz, der von Andrejew beauftragt worden war, dem Kongreß einen Bericht zu liefern,

an das Rednerpult. Gespannt folgten die Zuhörer dem Redner, sichtlich beeindruckt von der Erzählung über das Überwinden der Natur und das Ausnutzen derselben, um der Menschheit eine bessere Zukunft zu schaffen. „Manchmal muß man das mit seinem eigenen Leben bezahlen“, sagte Schulz zum Schluß. „Und Andrejew lehnte es nicht ab, weil er wußte, welcher Idee er sein Leben opferte. Möge uns dieser Mann für ewig ein Beispiel an Treue und Selbstaufopferung bleiben.“

Es entstand eine kleine Pause, in der jeder seinen Gedanken nachging.

„Also doch“, murmelte Dakosta zufrieden vor sich hin. „Ich habe gesagt, daß jemand von der Bande fehlt —.“

„Also, meine Herrschaften“, sagte Marvin. „Morgen fängt der Kampf an. Sehr viele Mitarbeiter sind schon auf ihren Plätzen und warten nur auf ein Zeichen von uns. Zunächst müssen wir das Geld in den Banken deponieren. Dann kann es losgehen.“

Nach dem Kongreß begab sich die kleine führende Gruppe wieder zu Stewars. Dort wurde sie von Elise erwartet, welche dem Kongreß nicht beigewohnt hatte und sehr neugierig auf das Ergebnis war. Am nächsten Tag saß man nach Tisch im großen Wohnzimmer und besprach die Einzelheiten des vergangenen Tages.

„Ein ekelhafter Typ, dieser Dakosta“, sagte Stewars. „Ich fürchte, daß er es ohne weiteres fertig brächte, uns für Geld zu verraten.“

Marvin drehte den Knopf des Televisionsempfängers und über die Leinwand glitten bunte Schatten. Revuegirls, Opern-

sänger, moderne Schauspieler zeigten sich und verschwanden, Marvins Laune gehorchend.

Plötzlich blieb ein Bild still.

„Mein Gott, was soll das heißen!“ sagte er mit aufgeregter Stimme.

Die anderen wandten sich zur Leinwand, auf der ein ungeheurer Brand gezeigt wurde. Es war ziemlich still, man vernahm keine Alarmsirenen, keine Lokomotivpfeifen oder Autohupen. Es brannte die Hauptstadt eines großen Imperiums. Die Straßen entlang schlichen Leute in gelben Mänteln. Der gelbe Mantel war in jenem Lande ein Kennzeichen für Ausgestoßene und Rechtlose. Der gelbe Mantel schloß jeden Träger aus der Gesellschaft aus. Die Rassenparien wurden zur Kaste, der man weder Leben noch Sterben verbot. Sie waren den Sklaven des römischen Imperiums ähnlich. Sie warteten auf ihren Spartakus, aber da er nicht kam, griffen sie nach einer entsetzlichen Phosphorflüssigkeit, die auch Stein in Brand setzen konnte. Damit begossen sie die Straßen und Häuser, die Denkmäler und Brücken und alles andere, was ihnen noch im Wege stand. Der Triumphbogen, der ein Symbol der Macht und des Sieges war, brannte wie eine Fackel. Die städtischen Wasserzisternen waren mit dieser Flüssigkeit gefüllt und sie ergossen sich beim Öffnen der Hydranten auf die Straße und setzten den Asphalt in Brand. Manchmal rasten Autos über die brennenden Straßen, fuhren gegen Häusermauern und explodierten. Erreichte die Flüssigkeit einen Menschen, so verbrannte er in wenigen Minuten, ohne daß es eine Rettung gab. Sehr viele blieben in den brennenden Häusern, manche wurden irrsinnig. Die Gelben hatten nichts zu verlieren und hatten

auch kein bestimmtes Ziel. Sie wollten der Regierung nur beweisen, daß sie auch mit ihnen zu rechnen hätte. Nach der ersten Verwirrung versuchte die Regierung, den Aufstand zu bekämpfen. In erster Linie wurde das Gelbenviertel am Rande der Stadt angegriffen und die wenigen Wachtposten und Kranken vernichtet. Dann ging man auf die Gelben in der Stadt los. Jeden Gelben, dessen man habhaft werden konnte, erschoss man. In den brennenden Vierteln arbeitete schon die Polizei in feuerfesten Anzügen. Sie töteten Gelbe mit Feuerwehrbeilen, diese aber zerschnitten mit Messern die feuerfesten Monturen der Polizisten und bestreuten sie mit Phosphorpulver. Es wurde Nacht und auf den Straßen lagen brennende Haufen von Leichen, aber die Gelben leisteten, trotz laufender Verstärkung der Polizeieinheiten, verzweifelten Widerstand. In manchen Straßen waren sie hinter feurigen Barrikaden sicher vor den grauen Polizisten. Es gab keine Gefangenen. Die Polizisten versuchten zwar, die Gelben lebendig zu fangen und später zu füsillieren, aber diese trugen große Mengen des gefährlichen Stoffes bei sich und beschossen ihre Gegner mit pulvergefüllten Flaschen. Jeder Volltreffer ergab eine lebende Fackel. Am Anfang des Brandes zog die Bevölkerung aus der Stadt hinaus, in dichten schweigenden Reihen. Es waren keine Uniformierten dabei. Viele gingen in Unterkleidern, so wie sie ihre Wohnung verlassen hatten. Sie gingen stumm vor Entsetzen. Der Strom der Verzweifelten wuchs mit jedem Schritt. Sie ließen kein Auto vorbeifahren, und die, die im Auto saßen, wurden auch gezwungen, zu Fuß weiterzugehen. Die Masse glich den Hunnen, als diese ihren Wohnsitz wechselten. Außerhalb der Stadt zerstreute sich der Menschenstrom zum Teile zwischen

Villen und Feldern, ein Teil setzte den Marsch in die Ferne fort.

Entsetzt schauten Stewars und seine Gäste auf die Leinwand, trotz ihrer Müdigkeit nicht imstande, sich aus dem Wohnzimmer zu entfernen. Viele Stunden vergingen, endlich erhob sich Marvin.

„Es ist ein Beweis dafür, daß man ohne Zögern eingreifen muß. Es ist höchste Zeit“, sagte er schwermütig.

Die Kriegsmarine und die Politik

Die große Offiziersmesse des Flaggschiffes wurde von vielen Offizieren des Geschwaders überfüllt. Die Einladung auf das Flaggschiff verdarb den meisten ihre gute Laune, in der sie sich seit Beginn der letzten Fahrt befanden. An der Grenze des Indischen und Stillen Ozeans, zwischen den unzähligen Inseln, wurde die seemännische Tätigkeit zum Vergnügen. Diejenigen Offiziere, die die Schiffe nicht verlassen durften, sollten alle Nachrichten mithören und den Glücklicheren, die ihren Urlaub an der Küste verbrachten, mitteilen. Gestern war es der kleine Leutnant, der am Funkapparat blieb. Seine Kameraden kamen erst in der Frühe zurück. Als sie erfuhren, daß der Diktator De-Largo dem Großadmiral einen Besuch abstatten werde, weckten sie den Leutnant erbarmungslos auf. Der gähnte und fluchte, aber setzte sich dennoch im Bett auf und berichtete: „Der Speaker der Republik Nigeria behauptete zwischen 19 Uhr 18 und 23 Uhr 15, daß die Bevölkerung der Republik die tapferste sei und daß sie bereit sei, ihre Auf-

gabe, die ihr die Geschichte auferlege, die veralteten Völker Europas und Asiens sowie die nicht entwickelten Stämme Afrikas zu belehren, zu erfüllen.“

„Hat er die geschichtlichen Tatsachen und Gründe angegeben?“

„Jawohl“, bestätigte in aller Seelenruhe der Leutnant. „Er sagte, daß das Abendessen am See von Galiläa von einem Neger aus Nigeria zubereitet worden sei und daß man ohne das gute Essen nicht imstande gewesen wäre, Wunder zu sehen.“

„Zum Teufel Nigeria ... Was geht in der Union vor sich? Warum ist De-Largo gekommen?“ Die Kameraden zogen dem unglücklichen Leutnant die Decke weg und bespritzten ihn mit kaltem Wasser, damit er lebendiger werde. Einsehend, daß man sie nur dann loswerden könne, wenn man ihre Neugier gestillt hätte, sagte er schnell und ausdruckslos: „Der Hauptsender der Union meldete um 21 Uhr 14, daß der Kanzler der Union, De-Largo, im Begriffe sei, alle Wehrmachtsteile zu besichtigen. Vorher unternahm er eine Inspektion des Finanz-, Innen- und Außenministeriums. Kurz gesagt, De-Largo nahm sich die Vollmacht, mit allen zu Gebote stehenden Maßnahmen die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen. Die erste wird sein die fünfzigprozentige Verminderung des Gehaltes aller Staatsbediensteten.“ Der Leutnant atmete auf. Er war allein. Seine Kameraden waren im Nu verschwunden. Der Leutnant lächelte zufrieden und gratulierte sich zu seiner Erfindung, deckte sich wieder zu und schlief ein. Seine Kameraden dachten aber nicht an den Schlaf. Bald wurde das ganze Geschwader über die Gehaltsverminderung informiert. Als sich auf Befehl des Vize-

admirals alle Offiziere an Deck des Flaggschiffes versammelten, glaubte man sicher zu wissen, um was es sich handle. Als der Leutnant zum Mittagessen erwachte und die Geschichte, die er am Morgen erzählt hatte, von den anderen hörte, zweifelte er keinen Augenblick an den Nachrichten. Es wurde schon spät, aber der Vizeadmiral hatte noch immer keine Zeit für die auf ihn wartenden Offiziere. Zuerst unterhielten sich diese halblaut, aber allmählich wurde die Versammlung zu einem Meeting. Man entschied sich zum Streik, da es sich nicht mehr lohne, die graue Uniform nur bei halbem Gehalt zu tragen. Als der Vizeadmiral die Messe betrat, bemerkte ihn kein Mensch. Er warf die Türe hinter sich ins Schloß und hustete laut. Da verstummte die Unterhaltung. Alle Offiziere wandten sich und salutierten. Der Vizeadmiral trat in die Mitte.

„Meine Herrschaften“, sagte er ruhig. „Ich wollte Ihnen mitteilen, daß wir eine wichtige Aufgabe erhielten. In diesen Gewässern befinden sich Tausende kleiner Inseln, die meistens unbewohnt und zum Leben unbrauchbar sind. Wir sollen auf allen diesen Inseln die automatischen Berichter aufstellen, damit wir alles, was in diesem großen Gebiet geschieht, jederzeit kontrollieren könnten. Die Regierung wünscht über alle Maßnahmen und Handlungen der Nachbarländer unterrichtet zu sein. Wir sollen hier den Winter verbringen und unseren Auftrag durchführen. Jeder Amphibienkompanieführer erhält von mir schriftliche Anweisungen. Jeder Urlaub ist bis auf weiteres gesperrt. Morgen beginnen wir mit der Ausführung unserer Aufgabe.“

„Aber wir wollen nicht bei dem verkleinerten Gehalt arbeiten“, sagte jemand unzufrieden.

„Das besprechen Sie mit dem Großadmiral selbst, meine Herren.“

Während ein Teil der Offiziere mit dem Kapitän Mirano an der Spitze zum Vizeadmiral um die Anweisungen ging, wählte der andere Teil einen Ausschuß, der ihren Bescheid dem Großadmiral zu übergeben hätte.

Inzwischen saß dieser in seinem Salon und unterhielt sich mit De-Largo. Zwischen ihnen stand ein Tisch mit Weinflaschen. Die beiden tranken viel, De-Largo wurde mit jedem Glas lebendiger und aufgeregter. „Regieren, mein Lieber“, sagte er, „ist eine schwierige Sache, glauben Sie mir. Es ist viel schwieriger, als ein Geschwader zu führen. Man muß über angeborene Fähigkeiten verfügen, man muß Talent haben.“ De-Largo machte eine bedeutungsvolle Pause: „Die Nationalität und die Herkunft einer solchen regierenden Persönlichkeit sind in diesem Falle vollkommen unwichtig. Sie wird sie in dem Moment erhalten, wo sie Gelegenheit hat, ihre Tatkraft zu beweisen. Würde sie aber keine Gelegenheit dazu finden, bliebe sie unbekannt.“ Er nippte an seinem Glas. „Ich komme mir oft wie ein Bildhauer vor. Für den Bildhauer spielt das Material keine Rolle. Ist es Lehm, wird er aus Lehm modellieren, hat er Marmor, wird er aus dem Stein hauen. Für mich ist auch die Art des Materials unwichtig. Wenn ich einen mächtigen Staat schaffen will, werde ich es tun, ob das Volk intelligent oder dumm, tapfer oder feige ist. Aber dazu muß man Talent besitzen, mein lieber Freund.“

„Prosit, Exzellenz!“ Der Admiral machte eine Verbeugung. „Sie sind großartig, Exzellenz, nehmen Sie nur die Lateinunion fest in Ihre Hände, und mich vergessen Sie bitte auch nicht ...

Und wir, Ihre Kriegsmarine, werden Ihnen diesen Archipel im Nu erobern. Es sind immerhin sechzig Millionen, wenn auch Braune, aber doch Verbraucher für Ihre Industrien . . .“

Ein Klopfen unterbrach seine Rede. Der Adjutant trat ein.

„Die Vertreter des Geschwaders wollen Sie sprechen, Admiral“, sagte er.

„Was? Ich bin ja der Vertreter selbst“, brummte der Admiral, der schon alles doppelt sah. Der Adjutant wurde verlegen.

„Der Admiral hat Sie falsch verstanden“, mischte sich De-Largo ein.

„Bitten Sie die Herrschaften herein.“ Die Offiziere betraten den Raum.

„Es freut mich, daß ich Sie als Vertreter unserer unbesiegbaren Armee begrüßen kann.“

„Fast“, bemerkte ein junger Leutnant frech.

„Ich wollte sagen“, verbesserte sich De-Largo, „unserer Kriegsmarine, die unter Führung des Großadmirals unbesiegt sein wird.“

Der Großadmiral betrachtete nachdenklich die Kognakflasche:

Wird sich erwärmen und nicht mehr schmecken, dachte er traurig.

„Die Heimat erwartet die Heldentaten von Ihnen, die Geschichte wird Ihre Namen in goldenen Lettern aufzeichnen“, sprach begeistert De-Largo.

„Wir wollen nicht arbeiten, wenn das Gehalt vermindert wird“, sagte einer der Delegierten.

„Vermindern! Wer spricht so einen Unsinn?“ De-Largo

sprang auf. „Ich habe, meine Herrschaften, vor einer Stunde das Dekret unterzeichnet, demzufolge das Gehalt für alle Angehörigen des Geschwaders, das einen besonderen Auftrag erhält, auf das Doppelte erhöht wird. Da liegt es...“, und er schwenkte einen Bogen Papier, den er am Schreibtisch fand, über dem Kopf. Die Offiziere verbeugten sich hastig und verschwanden mit einem kleinen Tumult in der Türe.

Gut, daß er keine Namen kennt, dachten sie im stillen.

„So eine Frechheit“, zischte De-Largo, als die Abordnung fort war. „Vergessen Sie es nicht, Admiral.“

Dieser senkte sein Glas:

„Aber selbstverständlich, Exzellenz“, lallte er.

„Ich kämpfe nie mit allen Gegnern auf einmal. Nein, schön der Reihe nach. Aber es kommt auch die Zeit für dieses Gesindel. Rufen Sie bitte Ihren Vertreter.“

Nach einigen Minuten stand der Vizeadmiral vor dem Diktator,

„Ich habe vergessen, das Dekret, in dem ich das Gehalt des Geschwaders verdoppelt habe, mitzubringen. Ich schicke es nachher. Und bitte, fertigen Sie ein Verzeichnis von allen Mitgliedern des Geschwaders, die mit dem Weltfriedenskomitee in Verbindung sind, an.

„Zu Befehl“, sagte der Vizeadmiral kurz und ging hinaus.

Es war noch Dämmerung, als die Amphibien von ihren Flugzeugträgern starteten. Mirano erhielt die schwierige Aufgabe, die Apparate auf einer Insel aufzustellen, die bloß aus einer Lagune und unzugänglichen Felsen bestand. Nach Berichten der Unionagenten war es bisher noch keinem der eingeborenen Fischer gelungen, durch die Barriere der Riffe die Insel zu

erreichen. Es war gegen Mittag, als Miranos Amphibie die Insel erreichte. Mirano kreuzte ganz niedrig über der Insel hin und her und beobachtete ihre Oberfläche. An dem schmalen Strand lag ein Menschengerippe, ein Beweis, daß dem Unglücklichen der Versuch, die Insel zu verlassen, nicht geglückt war. Mirano fand mehrere günstige Landeplätze für seine Maschine und gab der Mannschaft den Befehl zu landen. Es war schwer und gefährlich, aber der Pilot machte es ausgezeichnet. „Ein zweitesmal möchte ich es nicht versuchen“, sagte der Pilot, auf die Riffe unter dem kristallklaren Wasser hinweisend. Mirano beeilte sich, seinen Apparat aufzubauen. Es lag etwas Unheimliches in der Luft, und jeder wollte möglichst schnell mit der Aufgabe fertig sein, um die tote Insel verlassen zu können.

Die Technik im Kampfe gegen die Natur

Zwischen den Inseln Celebes und Timor liegt, wenig bekannt und nicht auf allen Landkarten bezeichnet, die Sundasee. Dort hatte man eine mittelgroße unbewohnte Insel gefunden und dem Weltfriedenskomitee zur Verfügung gestellt. Stewars und Ingenieur Andrejew organisierten die Arbeiten und bildeten zusammen mit dem Ehepaar Schimmer und Ingeborg, die ihren Platz in Meitls Unternehmen auf Befehl Orlizkys verlassen hatte, eine kleine weiße Kolonie. Es war vor sechs Monaten, als der kleine Helikopter auf der Insel landete. Damals war es durchaus nicht einfach. Zuerst setzte er sich auf den schmalen Strandstreifen, aber da man gleich sah, daß

keine Möglichkeit bestand, von hier aus in das Innere der Insel vorzudringen, stieg er wieder auf und landete hinter der Felsenbarriere. Zwischen den Felsenwänden erstreckte sich ein Morast, der mit Schilf und krankhaft-schönen südlichen Blumen bewachsen war. Beim Sonnenlicht blühte der Morast in märchenhaften Farben auf. Hunderte von bunten, großen Schmetterlingen und Kolibris durchschwirrten die Luft. Mit dem Sonnenuntergang schloß diese zauberhafte Welt ein, und es erwachte das Fieber. Millionen von Mücken verbreiteten die tödliche Krankheit, in deren Verlauf man nach einigen Tagen zu einer lebenden Leiche wurde und in der höllischen Hitze zwischen den Felsen oder am Strande umkam. Der Platz war wie geschaffen für ein Zwangsarbeitslager oder für solche, die sich nicht mehr bessern würden. Hier hätte man kaum eine Bewachung gebraucht, so unzugänglich war die Insel. Aber die schreckliche Insel blieb leer. Der Helikopter brachte die erste Partie der Forscher und verschiedene Apparate, die er auf der Insel zurückließ, wegflog und eine neue Partie brachte. Die Leute sahen sich um.

„Ein gemütliches Plätzchen“, brummte Andrejew.

„Wo werden wir denn leben?“ interessierte sich Elise Schimmer.

„Zuerst wollen wir uns ein anständiges, gesundes Heim verschaffen“, sagte Stewars entschieden. Sie suchten sich eine breite, glatte Felswand aus und richteten die Glutstrahlen ihres Apparates, der mittels elastischer Röhren mit zwei Kisten verbunden war, auf sie.

„Glauben Sie, daß es wirken wird?“ fragte Andrejew. Stewars lachte und zeigte auf die aufglühende Wand. Das Massiv

riß an den Stellen, wo es von den Glutstrahlen berührt wurde, auf. Mit dem Apparat des Doktors verlief das Bohren schnell und einfach. In drei Wochen entstanden zwei Stöcke in dem Bergmassiv. Man richtete dort die Werkstätten, Säle und Wohnungen ein. Oben befand sich eine Terrasse mit einem Schwimmbad, das sich ständig mit Quellwasser füllte. Dann wollte Stewars den Morast trockenlegen lassen. Man beschloß, ihn mit Meersand zuzuschütten.

„Aber es wird für lange Zeit den Platz fruchtlos machen“, protestierte die praktische Elise, die schon einen Gemüsegarten projektierte.

„Dann machen wir einen Sport- und Tennisplatz“, schlug Ingeborg vor.

Nach einigen Tagen kam eine Anzahl von Flugzeugen an, die in der Luft dicke Röhren hielten, durch die der nasse Meeressand in breitem Strome in den Morast floß. Nach zwei Monaten führten goldfarbige Sandfäden, einem Spinnengewebe gleich, von der Mitte des Morastes bis zum Bergmassiv. Dann wurden die Röhren an der tiefsten Stelle des Morastes ins Wasser gesenkt, und das Sumpfwasser wurde durch sie ins Meer gepumpt.

Der Kampf gegen das Wasser war schwer und dauerte lang. Zuerst kam es vor, daß immer mehr Wasser von unten nachsickerte, je mehr man herauspumpte, aber mit Geduld überwand man den Morast und trocknete ihn allmählich aus. Jetzt war es schon so weit, daß in einer Ecke des gelblichen Sandfeldes ein Tennisplatz eingerichtet werden konnte, und abends wurde von nun an immer gespielt. Jetzt war die Insel nicht mehr einsam und verlassen. Die Flugzeuge brachten ständig neue

Mitarbeiter und Gäste vom Kontinent. Die Vertreter der drei Regierungen, die sich zuerst weigerten, mit den Forschern mitzukommen, betrachteten jetzt die Inselinspektion als eine Vergnügungsreise.

„Erinnern Sie sich noch, meine Herrschaften, als damals vor unserer Abreise plötzlich alle Schwiegereltern und anderen Verwandten der Mitkommandierten starben“, lachte Ingeborg, mit einer Gruppe sonnengebräunter junger Leute am Strande liegend.

„Damals blieben alle zu Hause, und jetzt, wo sie hier sind, wollen sie nicht mehr heimfahren.“ Man vernahm das Heulen einer entfernten Sirene. Die Jugend lief hurtig zu den in der Nähe befindlichen, unter einem Schuppen stehenden Traktoren. Nach einer Weile, als die Sirene noch einmal heulte, fuhren Traktoren mit je einem Anhänger, in dem ein Mann saß, wie ungeheure Käfer auseinander. Man durchfuhr die künstlich angelegte Pflanzung der Bäume im Raume des ehemaligen Morastes mit einer Geschwindigkeit von drei Stundenkilometer. Schimmer stand in der Baracke und schaute den Traktoren nach.

„Es ist etwas Neues, Kurt“, sprach Elise, die zu ihm getreten war.

„Du hast mir noch nichts davon erzählt.“

„Ich habe noch keine Zeit gehabt, Liebste. Die kleinen Caterpillars sind erst gestern angekommen. Es ist eigentlich Miranos Aufgabe, aber heute hatte er etwas anderes zu tun. Ingeborg ist in die Arbeit eingeführt und kann ihn vertreten.“

„Aber was hat man eigentlich mit den Traktoren vor?“ fragte Elise neugierig.

„Man setzt jetzt in den Sand buschartige Bäume, später, wenn sie sich ordentlich in den Grund eingewachsen haben, werden wir zwischen ihnen Palmen setzen. Nach einer Weile werden die zuerst gesetzten Bäume herausgerissen und statt ihnen andere Sorten gepflanzt. Ich glaube, daß uns die tropische Natur von Nutzen sein wird. Hast du gesehen, was alles im nördlichen Teil des ausgetrockneten Morastes wächst?“

„O ja, fast ein Urwald.“

„Das ist durch den Wind entstanden, der vom Meere her weht, und durch Vögel. Sie bringen Samen aus tausend Kilometer Entfernung. Unsere Pflicht ist es aber, eine planmäßige Arbeit zu leisten. Nicht wahr, Liebste?“

„Gewiß, Kurt. Und was macht Andrejew? Hast du ihn gesehen?“

„Oh, bei ihm geht es ausgezeichnet. Er läßt zuerst mit den kräftigen hydraulischen Road-Builders die Oberfläche grob planieren, hinterher wird dies durch die Blad-Grader verfeinert, und schließlich werden durch Autopatrouillen die Straßennetze geschaffen. Die Insel ändert sich von Tag zu Tag, wie in einem Märchen, Elise.“

„Glaubst du, Kurt, daß Stewars die Sache gelingen wird?“

„Ohne Zweifel. Die Leute mit der Wünschelrute irren sich nicht. Im Süden hat man schon eine riesige Wasserader festgestellt. Die Bagger arbeiten schon einige Wochen, und seit vorgestern sind auch die großen Scrappers eingesetzt.“

„Das wird unser erster Teich, Kurt“, sagte Elise nachdenklich. „Es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor. Jetzt aber muß ich gehen, Kurt“, setzte sie nach einer Weile fort. „Ich muß Mirano helfen. Er ist heute für unsere Ernährung ver-

antwortlich“, und sie entfernte sich mit leichten Schritten. Von den Felsen her näherte sich Mirano. Er war nun ein ständiger Gast auf der Insel. Der Vizeadmiral war sehr freundlich zu ihm und gestattete ihm diese öftere Abwesenheit. Mirano fand seine Freunde ganz zufällig, als Stewars mit seinen Mitarbeitern noch nicht hier war und Andrejew allein die nötigen Vorarbeiten durchführte. Bei der Flotte der Union wurde man aufmerksam, daß die mechanischen Berichter, die die Aufgabe hatten, alle Vorgänge auf den Inseln auf eine Leinwand zu projizieren, auf manchen Inseln nicht funktionierten. Der Vizeadmiral schickte Mirano zu der Insel, auf der er seine Berichter aufgestellt hatte, um nachzusehen, warum sie nicht funktionierten. Mirano kreiste mit seinem Amphibienflugzeug über der Insel, konnte aber keinen von den Apparaten entdecken. Eine Unzahl schlecht getarnter Marinefahrzeuge manövierten zwischen den Inseln und führten irgendwelche Arbeit aus. Mirano flog zu ihnen hinüber, um sich die Schiffe genauer anzusehen. Er flog ganz niedrig, die Schiffe mit dem Flugzeugrumpf fast streifend, über sie hinweg. Durch ein Fernglas beobachtete er eine kleine Menschengruppe, die auf dem Deck eines größeren Schiffes beisammenstand.

„Es ist ja nicht möglich“, fuhr er auf einmal in die Höhe. Er glaubte, einen Mann erkannt zu haben. Er griff nach dem Hörer des Radiotelephons.

„Hallo, Andrejew“, rief er. „Hier spricht Mirano.“

Nach einer Weile kam die Antwort:

„Endlich, Mirano, kommen Sie für immer oder nur auf Besuch?“

„Ich fand Sie zufällig, und jetzt habe ich keine Zeit, aber

ich komme bald wieder. Auf Wiedersehen, Andrejew, grüßen Sie die Kameraden von mir“, und die Amphibie hob sich in die Höhe. Plötzlich wurde das Knattern ihrer Motoren unregelmäßig, und sich überschlagend, stürzte das Flugzeug ab und prellte auf die schaumbedeckten Riffe auf. Entsetzt schaute Andrejew der Tragödie zu. Er erinnerte sich unwillkürlich an die Zeiten, wo er halbtot in der einsamen Forschungsstation im Chingan lag und ihn Mirano gesund pflegte. Inzwischen war Mirano mit dem Fallschirm abgesprungen. Der Wind trieb ihn auf die gefährlichen Riffe der Insel zu. Mit einem Sprung war Andrejew in dem neben dem Schiff liegenden Motorboot und raste mit demselben wie ein Pfeil auf die Insel zu, immer den Fallschirm im Auge behaltend. Die in den Wellen versunkene Amphibie interessierte ihn nicht mehr. Alle seine Aufmerksamkeit richtete er auf die Schaumbarriere, hinter der Mirano landete. Andrejew mußte über die Barriere, die aus scharfen, spitzen Steinen bestand. Er hatte nicht viel Zeit, zu überlegen. Er fand einen ziemlich breiten Durchbruch, das Boot machte einen Sprung, und Andrejew befand sich in den stillen kristallklaren Hafengewässern. Mirano erreichte schon die Wasseroberfläche, nicht weit vom Boot entfernt. Später gratulierte man ihm zu seiner glücklichen Rettung, während die ganze Mannschaft des Flugzeuges zugrunde gegangen war. Nur der Vizeadmiral vermutete, daß andere Sachen dahintersteckten, und gewährte Mirano öfters die Bitte, wegbleiben zu dürfen.

Der Bericht des Spions

Dakosta saß in einem prächtigen Arbeitszimmer des Diktators De-Largo. Zwischen beiden stand ein großer Globus, auf dem drei Punkte angezeichnet waren. Einer von ihnen stellte die Hauptstadt des Archipelstaates dar, der sich in letzter Zeit dem Schutze des Weltfriedenskomitees anvertraut hatte. Deshalb vernachlässigte er die Beziehungen zu der mächtigen Lateinunion, die ihn früher als freiwilliges Protektorat behalten hatte. Die Blicke, die der Diktator Dakosta zuwarf, ließen das Schlimmste erwarten. Dakosta fühlte sich sehr unsicher. Er sah, daß De-Largo seinen Berichten keinen Glauben schenkte und ihn außerdem des Verrates und Doppelspiels bezichtigte. Dakosta wollte ihn schon mehrmals um sein Honorar bitten, aber es fehlte ihm immer der Mut dazu, und das bereitete ihm große Sorgen. Die schöne blonde Wanda, eine elegante und verwöhnte Frau — „eine richtige Dame“, wie Dakosta fand — verschlang ungeheuer viel Geld. Ihre Treue zu ihm war nur vom Geld abhängig. Bei diesem Zusammensein war sie sehr lieb und aufmerksam und zeigte viel Interesse für seine Abenteuer und seine Arbeit. Er erzählte ihr alles, weil er glaubte, auf diesem Wege ihr Herz zu gewinnen, aber ihre Prinzipien waren fest: „Nur Bargeld. Kein Kredit — kein Handkuß ohne Bezahlung.“ Aber trotzdem war Wanda bezaubernd.

„Wissen Sie was, junger Mann“ — Dakosta zog ein saures Gesicht —, „ich sage Ihnen, mir, De-Largo, können Sie solche Geschichten nicht glaubhaft machen“, und De-Largo zeigte auf den Globus. „Ich habe die Möglichkeit, den Archipel zu beherr-

schen, und was Sie angeht, Sie gefallen mir nicht mehr, mein Freund.“ Es steckte etwas wie eine Drohung in seinem Ton, und Dakosta zuckte zusammen. Auf dem Schreibtisch klingelte das Telephon. De-Largo nahm den Hörer ab, ohne sich von Dakosta abzuwenden. Während des Gespräches verlor sein Gesicht den Ausdruck der Selbstbeherrschung.

„Kommen Sie gleich zu mir, persönlich — verstehen Sie?“ sagte der Diktator barsch und beendete das Gespräch.

„Wieviel?“ fragte er Dakosta. „Und vergessen Sie nicht, daß ich alles weiß, wo und mit wem Sie nach der Reise nach Bjelorrussia eine Zusammenkunft hatten.“ Dakosta erkannte sogleich, daß die Sache etwas günstiger für ihn wurde, und wollte es gleich ausnützen. Er erhob sich. „Exzellenz, es ist ein schweres Mißverständnis. Ich riskierte mein Leben, als ich mich mitten in das Weltfriedenskomitee begab, um seine Absichten zu erforschen. Ich habe Ihnen, Exzellenz, schon mitgeteilt, daß diese Leute über eine große Menge an Gold verfügen und daß Orlizky ein zauberhaftes Feuer handhabt. Das habe ich alles Ihnen, unserem Genie, erzählt, und Sie, Sie behandeln mich wie einen gewöhnlichen Spion oder gemeinen Doppelspieler, mich, dem vielleicht bei Ihrer Tür der Tod auflauert.“

De-Largo fuhr erschrocken in die Höhe:

„Um Gottes willen, was erzählen Sie, Dakosta?“ sagte er und setzte sich wieder nieder. Dakosta traten die Tränen in die Augen.

„Wenn Sie mich nicht schätzen, Sie, der größte Mann der Welt, was soll ich dann von anderen erwarten.“ Die ganze Gestalt Dakostas stellte Verzweiflung und Entrüstung dar.

„Sie haben mich falsch verstanden, lieber Dakosta“, sagte

De-Largo weich, als ob er wirklich gerührt wäre. „Aber begreifen Sie denn nicht, daß ich Ihre Verdienste vor der Öffentlichkeit nicht offen gestehen darf, ohne Sie einer Gefahr von seiten dieser friedlichen Mafia auszusetzen. Ich weiß, was Sie alles bei uns geleistet haben, und ich brauche Sie, aber ich sehe, daß Sie erholungsbedürftig sind. Sie schauen recht schlecht aus. Erholen Sie sich während der nächsten drei Wochen, ich werde Ihnen dann eine neue Aufgabe zuteilen. Haben Sie Ihr Honorar schon erhalten?“

„Jawohl, Exzellenz.“

„Dann bekommen Sie eine Sonderbelohnung, mein lieber Freund“, sagte De-Largo und schrieb einen Scheck aus. Dakosta schien es, als hörte er Banknoten rascheln und sähe hinter De-Largo das goldlockige Köpfchen Wandas. De-Largo zögerte beim Niederschreiben der Summe.

„Exzellenz, ich bin so krank“, sagte Dakosta flehend, „und die Ärzte sind so teuer...“

De-Largo blickte ihn spöttisch an:

„Oh, ich weiß“, sagte er, „ich war auch einmal bei Doktor Wanda in Behandlung.“ Er lachte selbstzufrieden, als er Dakostas Verlegenheit beobachtete, und schrieb noch eine Null zu der bezeichneten Summe.

Dakosta verbeugte sich tief und verschwand. De-Largo drückte auf einen Knopf. In der Wand öffnete sich geräuschlos eine Tür, und einer der Beamten trat ein.

„Ich will jeden Tag um diese Zeit über Dakostas und seiner Geliebten Tätigkeit, Gespräche und sogar Gedanken einen Bericht haben“, befahl er.

„Jawohl, Exzellenz.“ Der Beamte verschwand wieder. De-

Largo betätigte einen anderen Knopf, und sein Sekretär trat in das Arbeitszimmer, mit einer dicken Mappe unter dem Arm. Der Diktator nahm ihm ungeduldig die Mappe aus der Hand, obenauf lag der schon entchiffrierte Bericht des Großadmirals samt dem Rapport Miranos. De-Largo las ihn durch und traute seinen Augen nicht. Die Inseln, die immer unter seinem Protektorat standen, waren rebellisch geworden und hatten sich dem Weltfriedenskomitee angeschlossen. Noch eine Weile und diese Abenteurer würden die ganze Welt in der Hand haben. Man sollte gleich intervenieren, aber wie? Okkupieren ohne Grund? De-Largo blätterte in den Papieren und bemerkte das Telegramm, das über Miranos Unglücksfall berichtete. Der Diktator lächelte. „Ich habe doch Glück gehabt. Ich muß diese Katastrophe gleich ausnützen, denn wer konnte es leugnen, daß diese Katastrophe nicht von der Archipelregierung verursacht wurde.“

Er ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab, plötzlich schaute er auf den Globus, den Dakosta bei ihm gelassen hatte. Dakosta hatte die Möglichkeit gehabt, ihn als Beweisstück aus dem Salzkammergut mitzubringen. Die drei Punkte leuchteten noch immer. De-Largo schien es, als leuchtete die rebellische Hauptstadt greller als die anderen.

„Dummes Ding“, sagte er wütend und warf den Globus zu Boden; aber da leuchtete die ganze Archipelgrenze auf. Es war wie ein Spott, und De-Largo trat den Globus vor Wut mit den Füßen. Plötzlich krachte etwas, und es wurde im Zimmer ganz dunkel. Wahnsinnige Angst trat an Stelle der Wut.

„Hilfe, Hilfe!“ rief der Diktator, sich in einer Ecke versteckend.

Türen gingen, und bald füllte sich das Arbeitszimmer mit Agenten und Schutzleuten. Taschenlampen beleuchteten das Zimmer, und man stellte fest, daß der elektrische Globus einen Kurzschluß verursacht hatte. De-Largo aber blieb fest überzeugt, daß man auf ihn ein Attentat verübt habe. Erst nach einigen Stunden kam er wieder zu sich und lachte, als er an seine Angst dachte.

Tod den Verrätern

Dakosta saß in seinem Stammvarieté. Es war gegen zehn Uhr abends. Die Bar füllte sich allmählich mit elegantem Publikum. Dakosta betrachtete jede Frau mit Augen eines Frauenkenners. Oft blickte er auf seine Armbanduhr und wandte sich ständig zum Eingang. Man konnte leicht erraten, daß er ein Rendezvous hatte. Dann rief er den Maître d'hôtel und bestellte ein Séparée. Er drehte einen Platinring mit großen Brillanten in den Fingern, so daß es klar war, daß er auf eine Dame wartete. Dann steckte er den Ring in die Tasche und begab sich zum Telephon. Vor der Zelle sah er einen dicken Herren, der es bestimmt eilig hatte, und ließ ihn vor. Als der Dicke hinter der Tür verschwunden war, schlich Dakosta zum Nebeneingang. In einigen Minuten führte ihn ein altes Taxi weit weg vom Varieté. Der Detektiv, der ihm den ganzen Tag gefolgt war, überzeugte sich, daß Dakosta in die Telephonzelle hineingegangen war, und benützte diese paar Minuten, um seinen heutigen Bericht zusammenzustellen. Der Diktator konnte zufrieden sein. Dem Detektiv war es gelungen, festzu-

stellen, daß Dakosta am nächsten Tage als Frau verkleidet zu fliehen beabsichtigte. Aus der Telephonzelle klang eine zärtliche Stimme, die unendliche Gespräche führte. Die vor der Zelle wartenden Leute wurden ungeduldig. Endlich öffnete sich die Tür, und der Detektiv sah mit Entsetzen, daß nicht Dakosta, sondern der strahlende Dicke, sich bei den anderen entschuldigend, heraustrat.

Dakosta steckte währenddessen dem Fahrer des Taxi Geld in die Hand, nannte eine Adresse und sprang aus dem Auto. Er wechselte mehrere Male Autos und Tramways und befand sich endlich an der Peripherie der Hauptstadt. Da fand er eine einsame Villa, im Garten zog er einen Ziegel aus dem Dach der Laube, nahm einen Schlüssel heraus und öffnete, ohne die Villa zu betreten, die Garage. Am nächsten Morgen passierte der Kammerdiener des Grafen Rasmunden die Grenze. Die Buchstaben C. D. (Corps diplomatique) an der Hinterseite des Autos, die Tatsache, daß der Graf laut des vorgewiesenen Telegramms das Auto noch diesen Vormittag erwartete, sowie die tadellosen Dokumente des alten Kammerdieners halfen ihm, ohne große Schwierigkeiten die Grenze zu passieren. In der nächsten Ortschaft weckte ein eleganter Herr den Autogaragenbesitzer, setzte ihm einen exotischen Uniformhut einer Gesandtschaft auf und befahl, das Auto bis zur Hauptstadt zu fahren. Hier sollte der Mann nach gründlicher Überprüfung des Motors in spätestens zwei Tagen seinen Fahrer erwarten. Der begeisterte Garagenbesitzer informierte ihn bereitwillig über die Abfahrtszeit der verschiedenen Dampfer im nächsten Hafen. Er begleitete Dakosta sogar in die Agentur, und Dakosta kaufte sich eine Karte nach Irland. Dann nahm er ein

Taxi und fuhr in die Hauptstadt, in die er vor einer halben Stunde seine Limousine schickte. Wie erwartet, stand seine Limousine vor einem Gasthaus in der Vorstadt, als er das kleine Städtchen verließ. In der Hauptstadt wechselte er noch einmal das Taxi und fuhr zum Flugplatz. In einer halben Stunde startete ein Flugzeug nach Wien. Von dort gedachte Dakosta nach Stambul zu fliegen, da er meinte, im Nahen Osten vor den Nachforschungen De-Largos sicher zu sein. Die große Erdölindustrie schuf günstige Voraussetzungen für das Fortkommen solcher Abenteurer, wie Dakosta einer war. Dort konnte man ruhig abwarten, was das Weltfriedenskomitee gegen De-Largo unternehmen würde. Als er im bequemen Flugzeug saß, erinnerte er sich an Wanda und lachte spöttisch. Gott sei Dank, daß De-Largo doch eine zu lose Zunge hatte, dachte er, und ich Esel habe der Wanda alles erzählt. Die hat bestimmt ein gutes Geschäft gemacht, als sie mich an De-Largo verkaufte. Als Dakosta in Wien angekommen war, hielt er es für gefährlich, sich im Zentrum der Großstadt aufzuhalten, da man ihn zufällig erkennen und an De-Largo ausliefern konnte. Er wurde noch in seinem Vorhaben, nicht in Wien zu bleiben, bestärkt, als er in der Zeitung las, daß man auf den Diktator ein Attentat verübt habe, indem man einen mit Sprengstoff gefüllten Globus in sein Arbeitszimmer schmuggelte. Idiot, dachte Dakosta. Hat bestimmt den Globus zu Boden geschmissen oder zerschlagen und einen Kurzschluß verursacht. Aber in der Zeitung wurde weiter berichtet, daß man den Täter suche und ihm sogar auf der Spur sei: Dakosta beschloß, einen Tag in Graz zu warten und dann mit dem Balkanexpress über Belgrad, Nisch, Bela-Palanka und Sofia

nach Stambul zu fahren. Nach ein paar Stunden erreichte er ohne besondere Zwischenfälle Graz, und da fiel ihm ein, daß sich jetzt wahrscheinlich die Ungarin Frieda, die er in Brüssel kennengelernt hatte, in dieser Stadt befinde. Als er am Hauptbahnhof den Zug verlassen hatte, spazierte er langsam die Annenstraße entlang. Zunächst beabsichtigte er, sich im Auskunftsbüro nach der Adresse Friedas zu erkundigen. Dann wollte er in einem hübschen, aber nicht allzu modernen Hotel Quartier nehmen. Im Auskunftsbüro hatte er kein Glück gehabt. Ein Beamter hatte ihm zwar ein Formular für fünfzig Groschen verkauft, aber das Registraturfräulein suchte einige Minuten in der Kartei und stellte mit Bedauern fest, daß die in Frage kommende Person bei ihnen nicht registriert sei. Dakosta war nicht lange enttäuscht, denn eine Stunde später traf er im Café Kaiserhof die Dame, mit der er unterwegs geflirtet hatte. Er setzte sich an ihren Tisch, sie plauderten lebhaft, und es kostete ihm keine große Mühe, die hübsche Frau zu überreden, mit ihm zu soupieren. Er bemerkte nicht, daß ein Herr, der mit ihnen im gleichen Zugabteil gesessen hatte, auch im Café anwesend war, sonst wäre er bestimmt mißtrauisch geworden und hätte sich vorsichtiger verhalten. Er nahm sein Mittagessen im Hotel ein, wo er wohnte, und ging nachher schlafen. Um siebzehn Uhr hätte ihn der Portier wecken sollen, aber als er an seine Tür klopfte, rührte sich nichts. Als der Herr nach einer Viertelstunde noch immer nicht erschienen war, ging der Portier noch einmal hinauf. Es rührte sich wieder nichts, und so öffnete er die Tür. Dakosta lag mit zerschlagenem Schädel im Bett, und das Blut tröpfelte vom Kissen, auf dem Boden eine Lache bildend.

Die Polizei erfuhr, daß er die Chansonsängerin Frieda Miklasch gesucht hatte. Bei ihrem Freund fand man Dakostas Brieftasche. Trotz seiner Beteuerungen, er hätte Dakosta nie im Leben gekannt, wurde er verhaftet, weil alles gegen ihn sprach.

Gegen Gewalt und Diktatur

Orlizky stand vor dem geöffneten Fenster und schaute auf den Tumult, der auf der Straße herrschte, hinunter. Er vernahm das Ausrufen der Zeitungsverkäufer und staunte, warum sie sich in dieser Stunde so lebhaft benahmen. Er sah, wie man ihnen die Zeitung aus der Hand riß, doch konnte er vom achten Stockwerk die Ausrufe der Verkäufer nicht vernehmen. Deshalb rief er den Portier an und bat, für ihn eine Zeitung zu kaufen. Nach einigen Minuten hatte er die Sonderausgabe. Ein Amphibienflugzeug der Lateinunion war zugrunde gegangen. Dem Bericht des Kapitäns Mirano konnte man entnehmen, daß es ein Opfer eines heimtückischen Feindangriffes geworden war. Die feindlichen Kriegsschiffe seien als Fischkutter getarnt gewesen, und die Regierung habe daher angeordnet, alle in diesem Gebiet des Indischen Ozeans sich befindenden getarnten Schiffe zu vernichten oder aufzubringen. Ferner wurde die Mobilisation für die ganze Staatsindustrie und alle Verkehrsmittel angeordnet. Der Großadmiral sollte das Oberkommando übernehmen. Orlizky schaute nachdenklich vor sich hin. Plötzlich öffnete sich die Eingangstür, und er sah Bill in Begleitung einer wunderschönen Frau in das Zimmer eintreten.

„Allo, Georg“, sagte Bill lebhaft. „Ich bringe einen neuen Mitarbeiter, die goldlockige Fee in diesem Wirrwarr...“ Er beendete seinen Satz nicht, weil Orlizky und Wanda blaß geworden waren und sich entsetzt und stumm anschauten.

„Sie sind bereits bekannt?“ fragte Bill erstaunt.

„O ja“, seufzte Orlizky. „Ich bin froh, Sie wieder zu sehen, Wanda, nehmen Sie, bitte, Platz.“

Wanda schaute verstört und geistesabwesend aus.

In der Hauptstadt des Archipels wurde eine Versammlung veranstaltet, der verschiedene Offiziere und Zivilisten beiwohnten. Stewars hielt die Rede: „Wir haben Beweise, daß der Unfall von De-Largo inszeniert wurde, um die Empörung seiner Bevölkerung in eine andere Bahn zu lenken. Schauen Sie sich den Film an, der mit De-Largos Apparat aufgenommen wurde.“ Und vor den Zuschauern wiederholte sich die ganze Katastrophe der Amphibie. Miranos Sprung, Andrejews Motorkutter, der ihm entgegeneilte, um ihn zu retten. „Sie sehen, meine Herrschaften, daß De-Largo schon lange ihre Neutralität unbeachtet ließ.“

„Und wer ist dieser Mann, der diesen Offizier gerettet hat?“

„Das ist unser Expert Ingenieur Andrejew, der zu dieser Zeit dort die Tiefe erforschte.“

„Und das getarnte Kriegsschiff?“

„Es sind alte Kriegsschiffe, die wir als altes Eisen gekauft hatten.“

Inzwischen zeigte sich schon der Flottenverband des Großadmirals in der Nähe des Archipelstaates. Die an die sechzig Millionen starke Bevölkerung wurde aufgeregt und verzweifelt. In den letzten Jahren hatte sie gehofft, daß ihre Nach-

folger das Lebensniveau der europäischen Länder erreichen würden. Der Krieg konnte ihnen nur Sklaverei bringen.

„Man muß schnell etwas unternehmen“, sagte Stewars zu Schimmer, als die alarmierende Nachricht bekannt wurde. Er setzte sich sofort mit der Insel in Verbindung. In einem Helikopter kamen eine Stunde später Mirano, Ingeborg und Andrejew in der Hauptstadt an. Die Versammlung übersiedelte dann in den Sendesaal der Rundfunkstation, und zum erstenmal in der Weltgeschichte begann der Kampf des Wortes gegen Bomben und Granaten des Feindes. Vierundzwanzig Stunden lang sandte der kräftige Sender Berichte, Filme und Klagen über das Geschehene in die Welt hinaus. Vierundzwanzig Stunden lang bombardierte das Geschwader des Großadmirals die hilflosen Schiffe des Archipelstaates. Die Welt regte sich auf, aber die Regierung der Lateinunion setzte die Landung ihrer Truppen fort. Vergebens rief Mirano den Diktator an, und seine Reden hörten die hilflosen Nachbarn und die Sterne. Auf einmal kamen starke Wellen, die alle anderen zur Verstummung brachten.

„Hiër spricht das Weltfriedenskomitee“, tönte die Stimme Orlizkys durch den Äther. „Wenn die Feindseligkeiten gegen den Archipelstaat nicht aufhören, wird in vierzig Minuten das Haus des Diktators De-Largo, und um Mitternacht das Flagg-schiff des Großadmirals vernichtet.“

Das Ultimatum wurde dreimal wiederholt, dann schlug der Gong.

„Sie haben noch vierzig Minuten Zeit“, sagte Orlizky zum Abschluß. Dann verstummte der unheimliche Sender. Die Zeit kroch langsam vorwärts. Orlizky, Bill und Wanda saßen still

beisammen. Wanda schaute oft auf ihre kleine goldene Armbanduhr.

„Glauben Sie, daß etwas aus dem Ultimatum wird?“ fragte sie Bill mißtrauisch. Niemand nahm das Ultimatum ernst, obwohl es in einigen Minuten die ganze Welt umfliegen hätte. Weder De-Largo noch der Großadmiral wurden von ihren Beamten gewarnt. Als die vierzig Minuten verstrichen waren, konnte man vom Dache des Wolkenkratzers, in dem Orlizky wohnte, aus der Villa des Diktators große Stichflammen hervorschießen sehen. In der Hauptstadt des Archipelstaates drängte sich die Menge vor der Fernsichtstation. Auf der Leinwand konnte man das Geschwader an der Reede vor Anker liegen sehen. Nahe am Kai lag das Flaggschiff. Man erwartete die Landung der Truppen. Der Archipelstaat war nicht fähig, Widerstand zu leisten, und mußte bedingungslos kapitulieren. In dem Augenblick, wo der Großadmiral auf das Deck trat, tauchte das Schiff in einem Flammenmeer unter. Die Wachen liefen hilflos umher, die Geistesgegenwärtigen sprangen ins Wasser. Nach einigen Minuten glühte die Panzerung des Schiffes auf, die Farbe von dunkelrot nach strohgelb wechselnd. Alle, die sich auf dem Schiffe befanden, waren lebende Fackeln. Auch der Großadmiral fiel dem Brande zum Opfer. Die vor Schreck erstarrte Menschenmenge am Kai lief entsetzt auseinander, als der erste Geschützturm in die Luft flog. Nach einigen Detonationen war das Schiff unter der Wasseroberfläche verschwunden. Die Nachricht über diese Katastrophe verbreitete sich wie ein Blitz über die Welt, und die Autorität De-Largos war für immer zerstört. Niemand bemerkte die Ceron, die über dem Geschwader schwebte. Helene war stets

in Verbindung mit der Mannschaft gewesen, und der Doktor konnte deswegen zur richtigen Zeit erscheinen. Jetzt wartete die Ceron, ob ihr Einsatz nicht noch einmal erforderlich wäre. Es wurde neblig, aber der Doktor ging mit der Ceron doch auf größere Höhe, wo das Flugzeug für Menschengenossen unsichtbar wurde.

In der Dämmerung der Ereignisse

Man feierte den ersten Mai. Die Bevölkerung einer der Fabriksstädte ergoß sich über die Stadtparks und die Grünflächen. Überall, wo eine Wiese war, konnte man festlich angezogene Leute sehen. Die Arbeiter spazierten in Massen aus der Stadt hinaus und ließen sich am Flußufer oder auf Wiesen nieder. Man wollte den ganzen Tag im Freien verbringen. Die Arbeiter der Vipex-Werke versammelten sich jedes Jahr auf einer einige Kilometer außerhalb der Stadt gelegenen Wiese. Mit Rucksäcken, Handtaschen, mit Frauen und Kindern wanderten sie am frühen Morgen aus der Stadt. Unter den anderen ging ein Greis, ihm zur Seite sein kleiner Enkel. Sein ganzes Leben lang hatte er bei den Vipex-Werken gearbeitet, jetzt war er alt und schwach und lebte von einer kleinen Pension, die ihm das Werk zahlte. Er wußte, daß nicht jeder schöne und ruhige Tag auch gut und ruhig endete. Auf manchen Gesichtern konnte man die Sorgen und eine gewisse Unruhe ablesen. Es lag etwas in der Luft. Der Tag war schön und der klare Himmel wölbte sich in herrlichem Blau über der Erde.

Der Wind spielte leise mit dem Laub. Gegen Mittag würde es heiß wie im Sommer. Auf der Wiese stand da und dort ein Zelt, das von vorsichtigen Leuten mitgebracht worden war. Am Fluß entlang brannten einzelne Feuer, im Hofe eines Bauernhauses war schnell ein Tisch gedeckt, und bald darauf wurde kühles Bier ausgeschenkt. Unter den Bäumen spielte eine kleine Tanzkapelle. Die Jugend hielt sich in der Nähe der Musikanten auf, und bald drehten sich die Paare im schwungvollen Walzertakt.

„Das ist alles nichts“, sagte der Alte, sich auf eine Decke, die sein Enkel ausgebreitet hatte, niederlassend. „Wenig Leute und sind nicht wie früher.“

„Warum?“ staunte der Bub. Er arbeitete wie die übrige Familie des Alten bei Vipex. In diesem Jahre hatte er als Lehrling angefangen und war stolz auf seine Beschäftigung.

„Wir haben doch die besten Arbeiter, Großvater“, sagte er.

„Ein Fachmann zu sein ist zu wenig, mein Lieber“, antwortete der Alte. „Man muß auch ein Mensch sein. Und was für Arbeit gibt es jetzt? Überall Maschinen und Automaten und alles mechanisiert. Man braucht jetzt nicht viel zu wissen. Einige Hebel betätigen und das Material in die Maschine einspannen ist ja viel zu einfach.“

„Und wie war es früher, Großvater?“

„Früher“, sagte dieser nachdenklich, „früher brauchte man ein gutes Auge und eine geschickte Hand. Die Erfahrung ging vom Vater auf den Sohn über, alle waren wie eine Familie. Unsere Erzeugnisse waren weltberühmt. Und dann nach diesem unglückseligen Versuch war alles aus.“

„Was für ein Versuch, Großvater?“

„Es ist schon dreißig Jahre her“, sprach der Alte mehr für sich als für den Buben, „wir vergaßen, was in der Einigkeit liegt und daß man Kenntnisse und Erfahrung braucht. Ich habe schon damals gesagt, daß uns der alte De-Largo betrügt.“

„Welcher De-Largo?“

„Der Vater des heutigen Diktators. Der Gewinn schien ihm zu klein, und er wußte, daß die Arbeiter verhältnismäßig große Ersparnisse hatten. Er überredete uns, versprach Reichtum. Ich spürte, daß er falsch war, aber die Gier übertrumpfte den Sinn und wir kauften ihm die Aktien ab. Er sagte, er würde als Angestellter bei uns bleiben. Und er tat es zu unserem Unglück auch.“

„Aber das war ja nicht schlecht, Großvater...“

„Nicht schlecht...“, lachte der Alte bitter. „Jetzt hausen wir im Keller, während wir früher ein Häuschen mit einem Garten hatten. Auf der Sparkasse lagen etliche Ersparnisse. Nicht nur wir, alle haben es gehabt.“

Zwei Männer grüßten höflich und gingen vorbei. Der jüngere von den beiden hörte dem anderen aufmerksam zu.

„Siehst du den?“ zeigte der Alte auf den Jungen. „Seinen Großvater und seinen Vater machte De-Largo zu Bettlern genau so wie uns.“

„Aber wie konnte er das tun?“

„Weiß ich nicht. Er verkaufte Aktien. Außer unseren Ersparnissen mußten wir noch unsere Immobilien verkaufen. Außerdem war jeder für den anderen verantwortlich. So nahm er unser Geld. Dann fing er an zu intrigieren und hetzte einen gegen den anderen auf. Statt eines guten alten Rechtsanwaltes gab er uns seinen Schwiegersohn. Wie er es gemacht hat, weiß

ich nicht, aber die Unkosten wurden immer größer, und die Bestellungen gingen zurück. Später erfuhr man, daß er geheim den größten Anteil im Geschäft der Konkurrenz kaufte. Wir blieben ohne Mittel. Er lieh uns das Geld, wie ein richtiger Wohltäter. Wir hofften noch immer, daß nach einem Jahr die Zukunft unserer Familien fürs ganze Leben gesichert wäre. Aber es kam doch anders.“

„Und wie war es, Großvater?“

„Wie? Wir haben alles verloren, Söhnchen.“

„Und De-Largo?“

„Besaß in einem Jahr nicht mehr eine Fabrik, sondern einen ganzen Konzern. Das war das Ende, Söhnchen, und ich denke, was der Vater mit uns machte, will der Sohn mit dem ganzen Land machen.“

Ein Knabe lief vorüber, ein Paket Flugzettel in der Hand. Er verteilte diese unter den Herumstehenden, so auch dem Enkel des Alten.

„Was ist denn los?“ fragte der Alte. „Was schreibt man denn?“

„Man schreibt“, sagte der Bub, ins Lesen vertieft, „daß im Land Alarmstufe drei verkündet sei. Was heißt das, Großvater?“

„Später erkläre ich dir das. Und weiter?“

„Außerdem ruft man zum Kampf gegen De-Largo.“

Die bisher friedlich auf der Wiese lagernden Leute wurden aufgeregt. Lebhaft disputierende Gruppen forderten einen Aufstand gegen De-Largo. Manche sprachen von Regierungssturz. Wieder tauchte der junge Schlosser und sein einäugiger Begleiter auf. Die Arbeiter schlossen sich ihnen an, und nicht

weit von dem Alten und seinem Enkel blieb der Einäugige stehen. Er bestieg ein Bierfaß und begann eine zündende Rede an die Menge zu halten.

„Die Berichte der Regierung betrügen Sie“, sprach er, „Kapitän Mirano sprang von seinem Flugzeug ab, das wegen eines Verschuldens des Piloten abstürzte. Es waren keine kampflustigen Japaner, Inder oder Chinesen da. De-Largo schickte seine Leute, die Komödie zu spielen, um unsere Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Er will nicht, daß wir, das Volk, seine Mißhandlungen zu früh durchschauen. Vorwärts, Kameraden, in die Stadt, in die Kasernen.“

Der Alte wollte etwas entgegnen, aber man beachtete ihn nicht. Hinter dem Einäugigen und dem Schlosser bewegte sich die Menge in der Richtung auf die Stadt und wuchs in der Vorstadt auf die Zehntausend an. Auf dem Weg zu den Kasernen schlossen sich ihnen die gestern zum Militärdienst einberufenen Reservisten an. Im Kasernenhof standen sie plötzlich einer Kompanie gegenüber. Zunächst blieb die Menge aus Angst vor den Gewehren in respektvollem Abstand, näherte sich aber dann allmählich, dabei die einzelnen Kasernenblocks besetzend, den bewaffneten Soldaten. Die Soldaten bekamen blasse und mißmutige Gesichter, und plötzlich, als die Menge den Hof überschwemmt hatte, gab ein Offizier den Feuerbefehl. Die Menge wich zurück. Nur einige Leute blieben vorne, der Schlosser, der Einäugige und die wie aus dem Erdboden gewachsene Wanda. Der blasse Offizier, der den Befehl zum Schießen gegeben hatte, schaute zerstreut und verzweifelt die kleine Gruppe an.

„Kameraden“, rief Wanda den Soldaten zu, „wir sind

gekommen, um euch mitzuteilen, daß der Großadmiral mitsamt seiner Mannschaft vernichtet ist, daß auf Befehl Orlizkys, des Hauptes des Weltfriedenskomitees, die Villa des Diktators und das Schiff des Großadmirals in Brand gesetzt wurden. Wir verlangen den Prozeß gegen den Diktator De-Largo.“ Die Menge lief zu ihr und mit dem Geschrei „Hoch Orlizky! Nieder mit De-Largo!“ stürzte sie sich auf die Kompanie. Die Soldaten sahen hilflos umher. Als der Offizier sah, daß alles verloren war, hob er schnell die Pistole an den Kopf. Er wollte die soldatische Konsequenz ziehen. Der Schlosser aber sprang hinzu und riß ihm die Pistole aus der Hand.

„Nur keine Dummheiten“, sagte Wanda zu dem Offizier. Die Menge zog mit den erbeuteten Waffen und der Munition zur Stadt, nachdem sie die Kaserne in Brand gesetzt hatte. Die Widerstand leistende Gendarmerie wurde im Nu überwältigt, und die Menge bahnte sich über ihre Leichen den Weg zur Stadtmitte. Die Behörden waren hilflos. Die Aufständischen besetzten die Senderanlagen. Ihre Lieder gaben der Welt ihren Sieg bekannt. Man wählte einen einfachen Schneider, der angeblich Mitglied des Weltfriedenskomitees war, zum Bürgermeister. Gerüchte schwirrten herum, eines sinnloser als das andere. Die Stadt wurde von der gesamten Außenwelt isoliert. Wanda dachte an Orlizky und zweifelte, daß er für ihre heutige Tätigkeit die Vergangenheit verzeihen würde. Es war eine alte Geschichte, von der sie glaubte, daß sie vergessen wäre, aber alte Liebe rostet nicht und Wanda träumte von Orlizky, der jetzt im Glanze der Macht und Geheimnisse erschien.

Zur Verteidigung gezwungen

Der Innenminister samt einigen Abteilungschefs wurde ins große Arbeitszimmer De-Largos befohlen. Sie versammelten sich rund um den Tisch und warteten mit gesenkten Köpfen auf den Diktator, weil sie wußten, daß er über die letzten Ereignisse wütend war und sie, seine Minister, als die ersten dieser Wut zum Opfer fallen würden. Sie waren sehr erstaunt, als von allen Seiten verschiedene Leute, unter ihnen Stenotypistinnen sowie Vertreter der Weltpresse eintraten. Als alles fertig war, kam der Diktator und setzte sich an den Tisch.

„Meine Herrschaften“, begann er mit seiner weichen Stimme, „durch den Willen des Volkes kam ich an die Macht und ich bemühte mich stets, dieses Vertrauen zu würdigen. Jetzt aber sind schwere Zeiten gekommen, weil einige meiner Mitarbeiter sich als unfähige und unwürdige politische Führer gezeigt haben. Unsere große Nation wurde einer schweren Prüfung unterzogen und hat diese Prüfung glänzend bestanden. Ich danke allen, die offen gegen die Regierung aufgestanden sind, die unfähig war, die Interessen des Volkes zu unterstützen. Ich danke allen Beamten der Ministerien, die in diesem Sinne streikten. Gott sei Dank, es wurde nicht viel Blut vergossen. Der Mobilmachungsbefehl wurde von den Volksverrättern gegeben, während ich zwischen Leben und Tod, schwer verwundet, in meiner Villa lag. Die Leute, die mich angegriffen haben, waren dieselben, die unser Volk, das immer das größte, berühmteste und tapferste auf der Welt war, betrogen. Das waren der Kriegsminister und der Außenminister. Die Verräter wurden auf meinen Befehl vor einer Stunde erschossen. Es war

meine Pflicht gegenüber dem Volke und der Heimat. Das Oberkommando der Wehrmacht und der Kriegsmarine übernahm der Vizeadmiral, der jetzt in meinem Namen dem Archipelstaat unsere Entschuldigung übermittelt. Von heute an werden wir, meine Herrschaften, den Schaden, den das verräterische Treiben des Großadmirals und seiner Clique unserem Nachbarn zugefügt haben, verbessern und bezahlen. Die Geschichte wird die Opfer, die wir für die Menschheit gebracht haben, nie vergessen. Es ist zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit, daß die Urheber eines Krieges sofort ihre Tat büßen. Wir haben das Rad der Geschichte gedreht. Und jetzt gehen Sie, meine Freunde, und ruhen Sie sich aus, um morgen ihre tägliche Pflicht mit alter Frische erfüllen zu können. Für Pflichtverletzung gegenüber dem Volk und der Heimat gibt es fernerhin keine Entschuldigung.“

Die Versammelten verließen daraufhin das Arbeitszimmer des Diktators. Nur der Innenminister mit seinen Beamten war geblieben. Sie fühlten sich sehr unbequem.

„Also“, fing De-Largo mit spöttischer Miene an. „Ein gutes Personal haben Sie sich ausgewählt, mein Lieber.“ Der Innenminister zuckte zusammen. „Dakosta wollte uns im Stiche lassen, und es ist bestimmt nicht Ihr Verdienst, daß es ihm mißlungen war. Seine Geliebte, Ihr sogenannter bester Agent, organisierte den Aufstand, entwaffnete unsere Wehrmacht und richtete unsere Gendarmerie zugrunde. In Ihrer unmittelbaren Nähe, gegenüber dem Polizeipräsidium, hat ein Angehöriger der Weltfriedensbande seinen Sitz und lacht mich aus, mich, meine Herrschaften! Und als man zufällig seine Unterkunft entdeckte, fand man die Türe weit offen, und ein altes Gram-

mophon spielte einen Trauermarsch.“ Während des Sprechens wurde De-Largo immer wütender. „Ja“, schrie er endlich, „so etwas mußte ich erleben. Man versuchte, mich in meiner eigenen Villa zu verbrennen.“ Er machte eine Pause. „Hören Sie“, sprach er ganz leise, aber seine Stimme hatte einen gereizten Klang, „wenn nicht im Laufe von drei Tagen die aufständischen Führer und Hetzer ohne Lärm beseitigt sind, wenn Sie nicht den Schurken, der die Mobilisation gestört hat, ausfindig machen und wenn Ihre Agitatoren mich nicht als den Retter der ganzen Nation verkünden, werden Sie das Schicksal Ihrer Kollegen, nämlich des Kriegsministers und des Außenministers, teilen. Jetzt können Sie gehen.“ Nach ein paar Minuten war das Arbeitszimmer leer. De-Largo nahm den Telephonhörer ab: „Verbinden Sie mich mit Tschelisnik.“ Nach einer Weile meldete sich Tschelisnik, der Chef der Spezialpolizei. Er wurde sofort vorgelassen.

„Wann bekomme ich die Mappe mit dem Material über den Vizeadmiral?“ fragte De-Largo barsch.

„Liegt schon bei Ihrem Sekretär, Exzellenz.“

„Gut. Was ist mit den verhafteten Aufständischen?“

„Die sitzen noch, Exzellenz.“

„Wie? Sie sind noch am Leben?“

„Aber Exzellenz, der Prozeß, den wir gegen sie führen, braucht Zeit, es sind so viele Formalitäten dabei.“

„Ach so! Ich fürchte nur, Tschelisnik, daß diese Formalitäten von jemandem anderen, nicht von Ihnen erledigt werden.“

„Wenn ich Ihren schriftlichen Auftrag hätte, wäre es einfach, die Angeklagten ohne weiteres zu beseitigen.“

„Genug“, sagte De-Largo kurz und brach das Gespräch ab. Er dachte einige Minuten nach und läutete seinem Sekretär, der im Nu erschien:

„Bringen Sie mir heutige Zeitungen“, sagte er zu diesem.

Nachdenklich blätterte er in den Zeitungen. Der Sekretär wartete geduldig.

„So“, sagte De-Largo nach einer Viertelstunde, „schreiben Sie: An die ‚Tribune des Südens‘, dem Redakteur der Kurznachrichten. Moment.“ De-Largo nahm eine Mappe aus seinem Schreibtisch, auf der „1. Mai“ stand. „Jetzt stenographieren Sie:

1. Bedauernswertes Ende einer schönen Abenteuerin. Gestern erkannte man in einer aus dem Fluß geborgenen Leiche die bekannte Sängerin Wanda N. Man glaubt, daß die Ursache des Selbstmordes unglückliche Liebe ist. Ihr Freund, ein gewisser Mexikaner Dakosta, schien sehr reich zu sein, aber als den Behörden bekannt wurde, daß er sein Geld auf nicht einwandfreie Weise verdiene, befand er sich plötzlich in einer unangenehmen Lage. So entfloh er, weil er die Entdeckung seiner Untaten befürchtete. Er verließ die schöne Wanda um einer anderen Geliebten willen.

2. An der Kreuzung der Wagner- und Mozartstraße fiel ein unbekannter Mensch einem ungeschickten und gewissenlosen Autofahrer zum Opfer. Man fand bei ihm keinen Personalausweis. Der Mann war auf einem Auge blind, und man nimmt an, daß dies die Ursache des Unfalles ist.

3. Der Schlosser der Vipex-Werke . . . usw.“

„Verzeihen Sie, Exzellenz . . .“

„Schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere. Wenn alle denken

würden, blieben keine Leute, die das Ausgedachte durchführen. Von der Liste auf dem Tisch dort schreiben Sie die ersten fünfzehn Namen ab und übergeben Sie den Leuten, die vor einer halben Stunde bei mir waren. Verstehen Sie?“

„Ja, ja, dem Innenminister und ...“

„Ja. Am Ende des Verzeichnisses schreiben Sie — letzte Frist vierundzwanzig Uhr.“

Der Sekretär begab sich zum Tisch.

„Und was ist mit der Mappe des Vizeadmirals los? Warum habe ich sie noch nicht?“ fragte De-Largo.

„Aber Exzellenz, Sie haben keine Zeit gehabt.“

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, nicht statt mir zu denken. Bringen Sie die Mappe sofort her.“

Der Sekretär lief in sein Zimmer. Die Mappe enthielt alle Einzelheiten über das Leben und die Tätigkeit des Vizeadmirals. De-Largo studierte lange Zeit, aber er fand nichts Verdächtiges. „Oder ist er so schlau“, sagte er dann leise, „oder interessiert er sich wirklich lediglich für seinen Marinedienst. Ich werde ihn doch zum Großadmiral machen, aber ich werde auf ihn doppelt aufpassen. — Sind Sie endlich fertig?“ fragte er dann den Sekretär laut und ungeduldig. Nach einigen Handgriffen antwortete dieser:

„Jawohl, Exzellenz.“

„Geben Sie die Liste in den Tisch zurück und holen Sie mir den Kanzleichef. Er muß den Erlaß über die Beförderung des Vizeadmirals zum Großadmiral der Union veröffentlichen.“

Der Sekretär verschwand.

Der Fehler

Der Wolkenkratzer, in dem Orlizky wohnte, wurde von der Polizei umschlossen. Das sechste Treppenhaus und die anliegenden Wohnungen wurden von den Parteien geräumt. Hundertmal am Tage kamen Detektive zum Portier, und auf die Frage, ob Nummer 273 geläutet habe, erhielten sie immer die kurze Antwort: „Nein“. Johann, der Portier, verlor trotz des Tumultes und des Chaos nicht seine Würde. Sogar der Polizeichef war erstaunt, als er die Gewohnheiten einiger hundert Hausbewohner erzählte und auf die Frage, wer von ihnen verdächtig sei, sechs Wohnungen bezeichnete, darunter auch Nummer 273, die Orlizky bewohnte. Die Polizeibeamten verstanden nicht, wieso der Alte, der nur einige Buben als Gehilfen hatte, imstande war, alles über die Hausbewohner zu wissen.

„Ach, vierzig Jahre Erfahrung sind doch etwas“, antwortete er auf die Frage des Polizeichefs. „Außerdem sind die automatischen Einrichtungen eine große Hilfe. Jeder Automat arbeitet so lange, als es ein Kupferstück, das man einwirft, erlaubt. Jeder Hausbewohner bekommt am Anfang des Monats zehn Prozent seines Zinses in Kupferstücken zurück.

Wenn er mehr Kupferstücke braucht, muß er sie kaufen. Schauen Sie da“, er zeigte auf einen breiten Gang, wo die Wände mit Marmorplatten bedeckt waren. Jede Platte enthielt acht Felder, in denen man acht verschiedene Zählereinrichtungen sah. „Zum Beispiel, dieser Zähler zeigt den Stromverbrauch. Der andere Telephone, der dritte Abfälle, der vierte Post usw. Hier ist Nummer 63, bei ihm ist alles normal, außer Post. Er kommt spät nach Hause, ist als Bankbeamter regi-

striert und hat einen kleinen Stromverbrauch. Ist er verdächtig, meine Herrschaften? Und der andere, Nummer 307, ein Telegraphenbeamter, kommt auch spät nach Hause, hat öfters Nachtdienst, verbraucht aber mehr Strom und hat viel Abfälle, was ist mit ihm los?“

„Vielleicht ein Erfinder, ein Forscher, oder ein verdächtiger Kerl“, lachte der Polizeichef.

„Und wer repariert diese ganze Geschichte, wenn es nötig ist?“ fragte ein junger Detektiv neugierig.

„Vipex, mein Lieber, Vipex aus Nummer 213. Der ist heute krank. Ich muß ihn gelegentlich besuchen.“ Die Detektive verließen sein Zimmer. Im Telephonregister zeigte sich Nummer 213. Der Portier ergriff den Hörer:

„Guten Morgen, Herr Ingenieur.“

„Guten Tag, Johann“, vernahm der die Stimme Orlizkys. „Ich bin heute krank und möchte Sie sprechen, Johann.“

„Ich komme gleich.“ Johann dachte eine Weile nach, dann nahm er einen Bogen Papier aus seinem Tisch und steckte ihn zu sich. Er rief den nächsten im Gang versteckten Detektiv und gab ihm seine Uniformmütze.

„Setzen Sie sich auf meinen Platz und beobachten Sie das Register. Falls sich Nummer 273 zeigt, sprechen Sie mit ihm. Mit den anderen nicht. Der Ingenieur liegt heute im Bett, und seine Apparatur ist heute reparaturbedürftig. Ich werde ihn fragen, was ich tun soll. In einer halben Stunde bin ich zurück. An alle anderen geben Sie unbestimmte Antworten, weder ja noch nein.“ Und Johann begab sich zur Wohnung Nummer 213. An der Tür war eine riesige Tafel befestigt, auf der die Anschrift „Der Hauptvertreter der Vipex-Werke“ angebracht

war. Johann betrachtete die Tafel, lächelte zufrieden und drückte auf die Glocke. Während der letzten Tage hatte Orlizky viel mitgemacht. Nach der Vernichtung des Flaggschiffes und nach der Störung der Mobilmachung fühlte er, daß man ihn überall suchte, daß gegen ihn alle staatlichen Kräfte gerichtet waren. Diese Wohnung war seine letzte Unterkunft. Als er zum letztenmal den Vorraum des Hauses betrat, sah er einige fremde Leute, die sich aufmerksam umsahen. Er schloß sich sodann in seiner Wohnung ein und verließ sie nicht, fünf Tage lang, jeden Augenblick gewärtig, daß man ihn verhaftete. Seine Apparate standen bereit, um jeden, der sich der Wohnung unbefugt nähert, zu vernichten. Ein besonderer Apparat hielt den ganzen Wolkenkratzer in Schach, aber es kam niemand. Orlizky staunte, weil er jeden Tag seine Post bekam und daß man ihm dreimal am Tage das Essen schickte. Alles war wie immer, aber durch seine Fenster sah er, daß die ganze Straße und die gegenüberliegenden Häuser voll waren von Beobachtern. Diese richteten nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Maschinengewehre auf seine Fenster. Jeden Tag las er in den Zeitungen, daß seine Freunde verunglückten oder Selbstmord verübten. Es starben in einigen Tagen einige Dutzende der jungen und kraftvollen Mitarbeiter des Weltfriedenskomitees. Unter ihnen befanden sich auch die Namen Wandas, des einäugigen Job und des Schlossers Sedlatschek. Orlizky litt unter dem Gefühl der eigenen Hilflosigkeit. Manchmal war er nahe daran, die Katastrophe hervorzurufen, sich selbst mit dem Haus und der gesamten Polizei zugrunde zu richten, aber immer dachte er, daß vielleicht nicht alles verloren sei und es noch einen anderen Weg gäbe, die Kameraden

zu rächen und das Ziel zu erreichen. Am fünften Tage ging er auf seinen Balkon, schaute hinunter. Da sah er, daß die Straßen mit Fahnen geschmückt waren. In der Ferne sah man einen großen Platz, wo einige Leute eifrig ein Podium bauten.

Neben dem Podium stand ein neues Denkmal, das mit Leintüchern umhüllt war. Morgen wird was gefeiert, dachte Orlizky und ging wieder hinein. Er wollte unbedingt noch morgen erleben. Das Denkmal wird in Anwesenheit des genialen Diktators eröffnet werden — dachte er. Wenn sie mich ergreifen wollen, werden sie es vor dem Fest machen. Er fühlte, daß ihm alles, außer dem Wunsch, den kommenden Tag zu erleben, gleichgültig geworden war. „Der Portier ist gut zu mir“, sagte Orlizky still zu sich selbst. „Durch Schrauben und Räder der Automaten sind wir zu Freunden geworden. Er könnte schon für mich ein Plätzchen finden, wo ich ungestört den morgigen Tag abwarten und dann mit De-Largo abrechnen könnte. Ob er einverstanden sein wird? Wenn er noch nicht weiß, wer ich bin, wird er es jetzt erfahren. Es sind schon vier Tage her, daß sie meinen falschen Namen erfuhren, und wenn sie es ihm noch nicht gesagt hatten, werden sie es ihm heute nacht mitteilen. Johann, der vierzig Jahre treu dem Regime diente, wird mich nie verbergen. Nie . . .“

Orlizky wartete ein paar Stunden. Endlich entschied er sich und trat zum Telephon. Nach dem frohen Ton, mit dem ihn der Alte begrüßte, konnte er schließen, daß dieser noch nichts wußte. Er legte sich auf das Sofa und wartete. Plötzlich dachte er an die kleine zarte Ingeborg, die ihm so oft schrieb. Wenn ich am Leben bleibe, werde ich sie so schnell wie möglich heiraten, dachte er. Andere liebe Freunde tauchten vor seinen

Augen auf. Stewars, Mirano und Helene, die im weiten, warmen Süden an der Kolonisation der märchenhaften Insel arbeiteten. Plötzlich erinnerte er sich, daß vor einem Jahr der Vertrag zwischen dem Weltfriedenskomitee und den drei Staaten unterzeichnet worden war. Das Weltfriedenskomitee hatte die Bedingungen erfüllt und wurde nun ein realer Faktor im politischen Leben der Welt. Mirano war sehr beliebt in den militärischen Kreisen des Staates, der neue Großadmiral sympathisierte mit dem Komitee. Es war auch sehr wichtig. Früher oder später würde es mit De-Largo aus sein, der seit dem 1. Mai in den Augen des Volkes vollkommen unmöglich war. Selbstverständlich wurde er noch immer beachtet, aber lediglich als grausamer Chef der Polizei, der die übliche Gerichtskomödie durch seine eigene Laune ersetzte.

Der unerwartete Alliierte

Im Vorzimmer läutete die Glocke. Orlizky lief zum Tisch. In einem Spiegel sah er deutlich die Eingangstür. Er griff an einen Hebel, und die Tür ging auf. Dahinter stand Johann, der Portier.

„Kommen Sie herein, Johann, ich freu' mich, daß Sie gekommen sind“, sagte Orlizky.

„Aber wo sind Sie, Herr Ingenieur?“ fragte Johann und trat hinein. Die Tür schloß sich automatisch. Johann zuckte erschrocken zusammen, aber er kam ins Arbeitszimmer. Orlizky streckte ihm die Hand entgegen und schaute ihn freundlich und ernst an.

„Nehmen Sie Platz, Johann“, sagte er und wies auf einen Stuhl, ihm gegenüber. „Verzeihen Sie, Johann, daß ich Sie zu mir gebeten habe, aber ich fühlte mich während der fünf Tage, wo ich krank war, so einsam, daß ich einen Menschen sprechen möchte, der gut zu mir ist. Ich hoffe, Sie verstehen das Bedürfnis. Wollen Sie eine Zigarre?“

„Nein, danke. Freue mich, daß Sie mich gerufen haben. Ich wollte Sie schon lange sprechen. Lesen Sie mal.“ Johann reichte Orlizky das Papier, das er in der Tasche trug. Es war eine geheime Mitteilung des Innenministers an seine Mitarbeiter und enthielt drei Photos Orlizkys, seine Personalbeschreibung sowie den Befehl, ihn zu töten, sobald man ihn ausfindig gemacht habe.

„Sehr interessant“, sagte Orlizky, als er die Papiere aufmerksam durchgelesen hatte. „Wie finden Sie die Lichtbilder?“

„Ausgezeichnet.“

„Dann wissen Sie alles, Johann?“

„Alles, Herr Orlizky.“

„Schon lange?“

„Jawohl.“

„Und die Polizei?“

„Sie weiß, daß Sie sich im Hause befinden.“

„Ich verstehe Sie nicht vollkommen, Johann.“

„Wann waren Sie zum letztenmal im Treppenhaus?“

„Vor fünf Tagen.“

„Schauen Sie sich jetzt Ihre Eingangstür an, dann werden Sie alles verstehen.“

Verrat, dachte Orlizky und ging zu seinem Apparat.

„Gleich“, sagte er.

„Und wenn hier Wanda statt mir wäre“, sagte Johann laut und deutlich. Orlizky wandte sich rasch um.

„Wanda? Warum sprechen Sie von Wanda mit mir?“

„Hätten Sie ihr geglaubt, wenn sie hier stände und Sie gewarnt hätte?“

„Selbstverständlich“, stammelte der erblaßte Orlizky. „Aber was haben Sie mit Wanda zu tun?“

„Wanda war meine einzige Tochter, und sie bat mich, auf Sie aufzupassen.“ Orlizky ging rasch zur Tür. Er warf einen Blick auf die Vipex-Tafel, die vor fünf Tagen nicht auf seiner Tür gehängt hatte. Dann kam er zurück ins Arbeitszimmer. Der Alte weinte, über den Tisch gebeugt. „Arme kleine Wanda“, wiederholte er leise. Es dauerte eine Weile, bis sich die beiden beruhigt hatten.

„Wo ist denn meine Visitkarte von der Tür?“ fragte Orlizky besorgt.

„An der Tür Nummer 273. Dort wohnt ein alter Rentner, der ein bißchen verrückt ist. Er soll den Leuten beweisen, daß er nicht der Richtige ist.“

„Und Wanda? Warum hat sie sich in die Sache gemischt?“ fragte Orlizky zögernd.

„Die Arme war damals so verzweifelt, als sie erfuhr, daß Sie nichts für sie übrig haben und vielleicht eine andere lieben, daß sie sich nichts mehr vom Leben wünschte. Außerdem wußte sie, daß De-Largo den Tod ihres Bruders verursacht hatte. Es war zwar mehrere Jahre her, aber sie erfuhr zufällig, daß in den Papieren des Diktators ein Vermerk bei seinem Namen stand. ‚Zu gefährlich für den Kandidaten des zehnten Bezirkes.‘ Es war nämlich am Anfang von De-Largos Lauf-

bahn. Nun dachte sie, daß die Zeit gekommen wäre, um Rache zu nehmen. Sie wußte bestimmt, daß es schlecht für sie ausgehen würde, aber sie bat mich, nur Ihnen zur Seite zu stehen, und so bin ich da.“

Orlizky umarmte den Alten.

„Hören Sie, lieber Johann“, sagte er dann ernst. Und er zergliederte ihm seinen Plan.

„Sie können sich auf mich verlassen“, sagte Johann. „Ich werde mein Bestes tun. Ich habe gehört, daß sie zwischen Mitternacht und zwei Uhr früh die Wohnung Nummer 273 angreifen wollen. Sie erzählten auch, daß es ihnen gelungen wäre, zweimal den Orlizky zu photographieren, als er aus der Wohnung in das Treppenhaus hinausschaute. Es sei derselbe wie auf dem Lichtbild, aber mit einem großen Bart. Er habe einen schauerlichen Blick. Aber jetzt muß ich gehen. Falls sie den Unglücklichen überfallen sollten, komme ich zu Ihnen.“ Und er ging hinaus. Unten erwartete ihn ungeduldig der Detektiv.

„Endlich. Ich habe schon gedacht, Sie könnten sich von Ihrem Automaten nicht trennen.“

Wieder an der Arbeit

Im Archipelgebiet wurden allmählich die Spuren des Überfalles entfernt. Man interessierte sich für die Arbeiten, die das Weltfriedenskomitee an einigen Inseln vorgenommen hatte. Die Bevölkerung wartete ungeduldig auf die Ergebnisse. Überall verbreitete sich der Ruhm des Weltfriedenskomitees, und die Anzahl seiner Mitglieder wuchs von Tag zu Tag. Die einheimi-

schen Delegierten ließen Stewars keine Ruhe. Die Einheimischen wollten unbedingt an der Ausführung des Planes beteiligt sein. Das Schicksal des Flaggschiffes bewies den Leuten die ungeheure Macht des Komitees, und man sah auch, daß es seine Mitarbeiter nicht im Stiche lassen würde. Die Angehörigen des Geschwaders wollten ihr Verhalten gegen die Bevölkerung wieder gutmachen und verblieben längere Zeit an der Küste. Dadurch wurden sie mit den Mitgliedern dieser Weltorganisation bekannt und allmählich wuchs ihre Begeisterung für deren Idee, da sie den Erfolg stets vor Augen hatten. Auf Wunsch des neuen Großadmirals wurden täglich mehrere hundert Freiwillige unter Miranos Kommando zu Arbeiten auf die Insel beordert. Sie halfen dort gerne mit. Der Großadmiral war der Meinung, daß De-Largo sich nicht getraute, ihn in den nächsten paar Monaten vom Archipel abzubrufen, da das Geschwader den Auftrag hatte, die dem Archipelstaate zugefügten Schäden wieder gutzumachen. Er wußte, daß diese Zeit voll auf genügen würde, um seine Leute zu Anhängern des Komitees zu machen. Das gute Beispiel und noch mehr die Tatsache, daß De-Largo in der Heimat die für ihn gefährlichen Leute massenweise hinrichten ließ, trugen viel zur Beschleunigung dieser Sache bei. Stewars war in der letzten Zeit sehr aufgeregt. Er fürchtete für Orlizky. Die letzte Nachricht von ihm sagte: „Man hat mich und meinen Sender ausfindig gemacht, ich gehe in die Unterkunft Nummer 7.“ Auf der Leinwand eines Fernsehapparates sah Stewars, daß Orlizky sehr blaß war und sich ständig umschaute. Plötzlich machte er einen Sprung zum Grammophon, das hinter ihm stand und legte die Platte eines Trauermarsches auf. Dann lief er aus der Woh-

nung. Stewars dachte, sein Freund wäre irrsinnig geworden, aber bald darauf sah er eine Gruppe von Agenten und Polizisten in den Raum eintreten. Sie näherten sich vorsichtig dem Grammophon, als wäre es eine Magnetmine. Es vergingen etliche Minuten, bis sie begriffen, daß der Fernsehapparat ihren Mißerfolg jemanden in der Ferne mitteilte. Zuletzt sah Stewars noch die wütenden Gesichter der Polizisten. Es vergingen Tage, und keine Nachricht traf aus der Hauptstadt ein. Bill mußte ankommen, aber er würde wenig wissen, da er zehn Tage unterwegs war. Warum wählte Orlizky gerade die Unterkunft Nummer 7? Es war eine einfache Wohnung, wo er keineswegs in Sicherheit war. Die Wohnung war zwar unter einem falschen Namen angemeldet, aber viele wußten diesen Namen, und selbstverständlich mußte es De-Largo auch einmal erfahren. Stewars und Schimmer arbeiteten in einem Arbeitszimmer. Beiden war es unheimlich zumute, und sie versuchten, durch intensive Arbeit die unangenehmen Gedanken auszulöschen. Plötzlich erschien der malaische Major, der von der Regierung zum Komitee abkommandiert worden war. Er interessierte sich nur für zwei Sachen, für Kartenspiel und Gitarre. Das brachte ihm mit vierundzwanzig Jahren die Majorsepauletten ein, und nun hoffte er, bald Oberst zu werden. Man mußte nur wissen, wann es angebracht war, Karten zu spielen oder ein Liedchen vorzusingen.

„Exzellenz, es ist ein Amerikaner auf dem Flugplatz eingetroffen. Ich sollte Sie über seine Ankunft benachrichtigen“, sagte er zu Stewars.

„Wie ist sein Name, Herr Major?“

„Das ist bestimmt Bill“, mischte sich Schimmer in das Ge-

sprach ein. „Ich danke Ihnen, Herr Major“, Schimmer setzte seinen Hut auf. „In vierzig Minuten bin ich wieder da, Stewars, und ich glaube, es wäre gut, wenn dann auch Mirano hier wäre.“ In einigen Minuten raste ein Auto die schattige Allee entlang in der Richtung zum Flugplatz. Unterwegs bemerkte er, daß man die Häuser mit Fahnen und Lampions schmückte und auf den Plätzen Tribünen aufrichtete.

„Was soll das heißen?“ fragte Schimmer seinen Fahrer verwundert.

Der lächelte zuerst verlegen, im Glauben, Schimmer habe es im Spaß gemeint. Aber dann erklärte er, daß es morgen ein Jahr her sei, daß die Mitglieder des Komitees auf dem Archipel eingetroffen waren.

„Ach so...“ Schimmer schaute zerstreut vor sich hin. Gerade jetzt, um diese Zeit, wo wir so viel andere Sachen zu erledigen haben, dachte er entrüstet. Das Auto hielt am Eingang der Luftverkehrsdirektion.

Davor stand Bill. Nach einer Stunde waren beide schon bei Stewars, wo sich auch Mirano und der Großadmiral befanden. Bill berichtete über die Ereignisse in der Union, über den Kampf Orlizkys gegen De-Largo und wie man die Mobilisation verhindert hätte. Vor zehn Minuten, bevor der Diktator seine Rede hielt, als die Bevölkerung und die Wehrmacht vor den Lautsprechern versammelt waren, um ihm zuhören zu können, ertönte plötzlich die Stimme Orlizkys. Wie es ihm gelungen war, blieb ein Geheimnis, aber der städtische Rundfunksender übertrug die Rede auf den ganzen Staat. Alle hörten ihm gespannt zu. Er sprach einfach und klar. Seine Worte drangen in die Herzen der Zuhörer. Die Behörden wurden verlegen

und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Die Menge aber war begeistert, und manche Sätze aus der Rede Orlizkys wurden zu Schlagern.

„Gehen Sie ruhig nach Hause. Die Mobilmachung wird nicht durchgeführt. Drehen Sie jedem den Hals um, der Sie in Ihrer Absicht verhindern will. Heute haben Sie die Macht in der Hand.“

Die Polizei verschwand. Die Soldaten zerstreuten sich in der Menge, die Reservisten begaben sich nach Hause — manche mit Zügen oder Omnibussen, viele auch zu Fuß. Das war am ersten Mai in der Hauptstadt. Am dritten Mai rettete De-Largo seine Autorität durch Erschießen von zwei unbeliebten Ministern. Von diesem Augenblick an herrschte ein unbeschreiblicher Terror in dem Lande. De-Largo ließ ohne weiteres die Unzufriedenen beiseite schaffen. Dann versuchte er, die Listen der Mitglieder des Weltfriedenskomitees zu bekommen. Aber sobald seine Leute in den Räumen des Komitees die Panzerschränke zu öffnen versuchten, glühten diese auf und der gesamte Inhalt verbrannte. So verspottete Orlizky den Diktator. Dann fing De-Largo an, die Mitarbeiter Orlizkys zu beseitigen. Er verursachte Unglücksfälle. So gingen Wanda, Sedlatschek und andere zugrunde. Man suchte Orlizky, und der Kreis um ihn wurde immer enger.

„Ich blieb bis zum Letzten“, sagte Bill endlich. „Ich wollte ihn gegen seinen Willen retten, aber umsonst. Er machte immer neue Streiche, und man erklärte ihn als Staatsfeind.“

„Was sollen wir jetzt tun?“ fragte Stewars verzweifelt. „Wir sollen ihn doch retten...“

„Unmöglich“, sagte Bill traurig. „Es ist zu spät.“

„Vielleicht könnte ich De-Largo ein Ultimatum schicken“, schlug der Großadmiral vor.

„Wozu? Sie würden sich nur einer Gefahr aussetzen und De-Largo aufmerksam machen, daß Sie mit uns sind. Ich glaube, daß Orlizky nicht mehr lebt.“

„Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Genie wie Orlizky keinen Ausweg mehr findet“, sagte Schimmer. „Herr Admiral, kommen Sie mit uns, wir fahren auf die Insel. Dort wird gefeiert. Wir nehmen unsere Jugend mit, und vielleicht treffen später gute Nachrichten ein. Ich habe noch etwas zu tun, aber in einer Stunde hole ich Sie mit meinem Motorkutter ab.“ Die Gesellschaft trennte sich. Als Schimmer später wieder das Arbeitszimmer betrat, schlug die Uhr elf. Er hörte hinter sich die Stimme des Majors. „Es spricht der Union-Rundfunksender. Wollen Sie ihn hören?“

„Es ist unmöglich, Major, die Union hat jetzt drei Uhr früh, aber lassen Sie ihn sprechen.“

Schimmer vernahm deutlich: „Hier ist der Sender der Lateinunion. Wir bringen das Rundschreiben der Regierung. Der Staatsfeind Ingenieur Orlizky ist vernichtet. Seine Apparate und andere höllische Einrichtungen sind uns in die Hände gefallen und werden zur Zeit von Fachleuten überprüft. Die Alarmstufe drei ist aufgehoben. Jeder Bürger der Union soll heute bei den Festlichkeiten mitmachen...“ Schimmer hörte nicht weiter zu. Zitternd vor Wut griff er nach dem Radio und warf ihn durch das Fenster hinaus. Der Major zuckte die Achseln.

Schade um den schönen Apparat, dachte er. So ein verrückter Kerl...

Auf den Inseln

Als der Kutter sich der Insel näherte, hob ein kleines Flugzeug mit Hilfe verschiedener Netze einen Teil des Korallenriffes auf. Man hatte vorher diesen Teil des Riffes mit einer Mine gesprengt.

Das Flugzeug warf das Stück in das offene Meer. Man richtete eine freie Einfahrt in die Lagune ein. Mehrere Riffreihen waren schon aus der Tiefe gezogen und die Schiffe konnten jetzt ohne Gefahr in den Hafen einlaufen.

„Hier sehen Sie die Wirkung unserer neukonstruierten Minen“, sagte Stewars. „Wir brauchten keine Taucher, um die nötigen Arbeiten durchzuführen. In einigen Tagen waren wir fertig. Aber das wird Ihnen Ingenieur Andrejew besser erklären, weil er nämlich die Aufsicht über die ganze Arbeit hat.“ Sie landeten am kleinen Kai, und die Jugend mit Stewars an der Spitze lief voraus. Der Großadmiral, Mirano und Bill blieben zurück.

„Jetzt“, sagte der Großadmiral, „sind bestimmt schon meine Glückwünsche der Unionsregierung übergeben worden. Die feiern da draußen, und das Land ist mit Blut überschwemmt. Unsere Leute haben weniger gelitten, nur ein paar Dutzend, aber um so mehr Unschuldige, die mit uns gar nicht in Verbindung standen.“

„Ach, wenn es sich nur nicht um Orlizky handelte“, seufzte Mirano schwer. „Dann könnten wir uns doch über den Erfolg freuen. Die Massen sind mit uns, die Leute glauben jetzt, daß nur wir ihnen die Freiheit, die Unabhängigkeit und angenehmere Lebensbedingungen bieten. Wir haben die Möglich-

keit, die Menschheit aus einer Sackgasse zu führen, sie vor Armut zu bewahren und die Ausnützung der Bevölkerung seitens des Staates zu verhindern. Wir sind imstande, jedem die entsprechende zweckmäßige Arbeit zu bieten. Schauen Sie, Admiral, das was die Natur bisher einzig und allein zu tun imstande war, können wir jetzt mittels unserer Maschinen selbst regulieren. Wir wissen, daß vulkanische Kräfte Kontinente schufen und vernichteten. Wir sind jetzt imstande, das Zufällige in der Wirkung dieser Kräfte auszuschließen, wenn auch nicht in der ganzen Welt, so doch in verschiedenen Gebieten. Unsere nächste Aufgabe wäre, die Tätigkeit der Vulkane so zu regeln, daß sie nur mehr in unserem Dienste arbeiten. Dann gäbe es genügend Raum zur Kolonisation. Außerdem wäre es notwendig, den Verlauf von kalten und warmen Seeströmungen zu regeln und auszunützen. Es ist schade, daß der Golfstrom so zwecklos verläuft. Wenn man die Störung am Kap Kanin beseitigen könnte, würde der Golfstrom, statt sich zwecklos in der Richtung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes zu verlieren, die Richtung zur Kolgudjewinsel und zum Jugorskikap nehmen. An Stelle des ewigen Eises wäre Leben entstanden.“

„Oh, wir werden noch viel von der Natur erzwingen“, sagte der Admiral ruhig, „aber Mirano, wir sollten erst an die wichtigeren Sachen denken. Ich habe dem Generalstab schon mitgeteilt, daß zwanzigtausend Mann Marineinfanterie demobilisiert werden sollen. Wir müssen diese Leute als Mitglieder gewinnen. Dann bekommt De-Largo im Laufe von drei Monaten eine tüchtige Portion Bakterien, die ihm das ganze Land mit unserem Glauben infizieren werden. Dann werde ich mein

Geschwader heimführen, und wir werden sehen, was werden wird. Sind Sie einverstanden, Mirano?“

„Jawohl, Herr Admiral.“

Ingeborg trat ihnen entgegen und ging mit ihnen zum Hafen zurück. „Der Empfang wird auf dem anderen Ende des Kais veranstaltet“, sagte sie.

„Stewars kommt auch zurück, und Sie sollen den Leuten die Freude machen, auf dem Kutter feierlich zu erscheinen.“ Am Kai wurden sie mit Gesang von den kleinen, hübschen malaischen Kindern empfangen. Dann setzten sich die Ceronleute in prachtvolle, mit Blumen geschmückte Wagen und fuhren langsam durch die Straßen, deren Ränder die Bevölkerung einsäumte, zum Sportplatz hinaus. Dort begrüßte sie der malaische Bürgermeister des neuerstandenen Städtchens. Stewars antwortete mit einer kurzen, aber freundlichen Rede. Dann begannen die Wettspiele. Die Festlichkeiten dauerten bis tief in die Nacht hinein. Die Bevölkerung jubelte. Plötzlich trat Ingenieur Andrejew zu Stewars und dem Großadmiral.

„Es ist etwas in der Union geschehen“, sagte er leise. „Wir wissen nicht, um was es sich handelt, aber die Festlichkeiten sind verschoben und die Rede des Diktators fiel aus. Anscheinend ist wieder ein Aufstand ausgebrochen.“ Schimmer und Bill eilten in den Saal des Rundfunksenders. Alle anderen fuhren zum prächtigen Nachtmahl, dem gegen dreihundert Mann beiwohnten. Nur wenige ahnten, was für Ereignisse in dem Moment die Union erschütterten.

Falsche Spuren

Die Nacht vor dem Tage, an dem man das Denkmal des Diktators eröffnen sollte, war unruhig. Die ganze Hauptstadt befand sich in Aufruhr. Bis Mitternacht arbeiteten die Leute an dem Podium und an den Tribünen. Man baute das Podium so, daß De-Largo mit seiner Limousine einfahren konnte. In dem Hause, in dem Orlizky wohnte, war es still wie im Grabe, obwohl das Treppenhaus voll Menschen war. An diesem Tage hatte De-Largo den Innenminister noch einmal an das Schicksal der zwei Minister erinnert und dieser saß jetzt im Zimmer des Portiers, da er die Aufsicht für die Vorbereitungen des Anschlages auf die Wohnung Nummer 273 persönlich führte. Seine Leute besetzten die Treppe unterhalb und oberhalb der Wohnung. Vor der Eingangstür standen drei Männer mit schweren Hämmern, die die Aufgabe hatten, in die Wohnung einzubrechen. Es waren drei zum Tode verurteilte Verbrecher, denen man Freiheit und Geld versprach, wenn sie die Sache gut ausführten. Hinter ihnen sollten etwa zwanzig Leute, alles ausgesucht gute Agenten, ins Zimmer eindringen und auf Orlizky schießen. Die Leute wußten von der schrecklichen Macht des Orlizky und seiner Glühstrahlen, weil manche von ihnen bei der Villa des Diktators waren, als sie niederbrannte. Sie warteten stundenlang und wurden ganz steif und verzweifelt vor Todesangst. Endlich gab der Minister das Signal. Gleich darauf schlugen die Verbrecher die Tür ein, die Scheiben brachen wie Nußschalen. Die zehn Agenten sprangen vorwärts in die entstandene Öffnung und ein Feuersturm ergoß sich in die Wohnung. Der Innenminister wartete, sein Gesicht in den

Händen verbergend, aber die Zeit verging, fünf bis zehn Minuten, und es geschah nichts. Niemand hatte sich in der Wohnung gezeigt. Niemand traute sich weiter als ins Vorzimmer einzudringen. Endlich stießen die hinteren Reihen auf die vorderen und man fing wieder an zu schießen. Die Leute drangen ins Zimmer und sahen den unglücklichen Irrsinnigen, der mit angstverzerrtem Gesicht auf dem Kleiderschrank saß. Man schoß auf ihn los, blutiger Schaum zeigte sich auf seinen Lippen. Er stöhnte und brach zusammen, aber die Leute stellten das Schießen erst dann ein, nachdem sämtliche Magazine leergeschossen waren. Sie brauchten Vergeltung für die Angst, die sie erlebt hatten. Später sammelte man die Reste von zerschossenen, geheimnisvollen Apparaten, die man in der Wohnung des Irrsinnigen gefunden hatte. Alle, auch die Leute, die an vieles gewöhnt waren, fühlten sich erschöpft und müde.

Die Wahrsagerin

Als De-Largo bereits wegfahren wollte, fand er in seinem Arbeitszimmer einen kleinen, groben Umschlag mit seinem Namen darauf. Woher der Umschlag kam, wußte niemand. De-Largo öffnete ihn ungeduldig und sah wenige, von einer zitternden Hand geschriebene Zeilen:

„Komm heute nacht zu mir. Du wirst es nie bereuen“, stand darauf. De-Largo zuckte die Achseln. Ach, Nana, die Wahrsagerin, dachte er. Selbstverständlich werde ich nicht gehen. Aber gegen zwei Uhr in der Nacht hielt sein Auto in einer dunklen Straße an der Peripherie der Hauptstadt. De-Largo

verließ seine Limousine und ging zwischen den kleinen und armseligen Häusern durch. An seinem Verhalten konnte man sehen, daß er die Gegend gut kannte. Endlich hielt er vor einem Tor und schaute in ein beleuchtetes Fenster. Im Zimmer am Tisch, der mit einer goldbestickten, altertümlichen Decke bedeckt war, sah er im spärlichen Licht einer Bronzeleuchte eine alte Frau. Dunkle Schatten spielten auf ihrem Gesicht und die Lippen bewegten sich lautlos und rasch. Sie schaute in eine kristallene Kugel, die auf dem Tische vor ihr lag. „Es fehlt dir nur der Kater und der Hahn, beide schwarz wie die Nacht“, sagte De-Largo etwas zu laut und trat ein. Die Alte rührte sich nicht. Immer wieder schwöre ich, daß ich nicht mehr kommen werde, und doch bin ich jedesmal wieder da, wenn sie mich ruft, dachte er verdrossen.

„Bist du doch gekommen?“ sagte die Alte halblaut.

„Ja, ich hatte zufällig Zeit gehabt, im Vorüberfahren.“

„Ist schon gut, ist schon gut...“ Und die Alte schwieg wieder. De-Largo setzte sich nieder und blickte auf den Tisch. Vor der Alten lagen Spielkarten in bunten Reihen, aber die Kristallkugel war nicht zu sehen. De-Largo fühlte sich unbehaglich, die Alte vertiefte sich wieder in die Karten, und De-Largo hatte das Gefühl, sie habe ihn ganz vergessen.

„Du, Nana, liest du für mich in den Karten?“ fragte er endlich.

„Nein“, antwortete die Alte trocken.

„Warum hast du mich dann gerufen?“

„Warum? Ich habe dir und deiner Mutter das Leben gerettet.“

„Ach, ich weiß schon“, sagte De-Largo verächtlich. „Aber

was willst du von mir? Ich habe dir schon des öfteren vorgeschlagen... Wenn du willst, ich kann dir auch jetzt das Geld geben.“

„Ich brauche dein Geld nicht.“

„Siehst du... Jetzt willst du es nicht. Warum erinnerst du mich jedesmal an diese Sache? Und warum willst du von mir eigentlich kein Geld nehmen? Von anderen nimmst du es wohl an.“

„Jawohl. Von anderen nehme ich es, aber dein blutiges Geld brauche ich nicht.“

„Was willst du denn von mir?“

Die Alte antwortete nicht. Allmählich wurde De-Largo gleichgültig. Er dachte, wie angenehm es jetzt wäre, sich ein wenig ausruhen zu können. Morgen stand ihm ein anstrengender Tag bevor. Aber sie sieht doch so wunderbar in die Zukunft, dachte er. Es lohnt sich, etwas Geduld zu haben. Sie wird mir schon etwas sagen. Sein Blick glitt über die Wände und Möbel des kleinen Zimmers. Auf dem Photo eines jungen schönen Mädchens, das ihm sehr bekannt vorkam, blieb sein Blick haften.

„Nana, wer ist denn das?“ fragte er die Wahrsagerin.
„Kannst du mir's nicht verraten?“

Die Alte stand auf und ging mit raschen Schritten zum Schrank, auf dem das Bild stand. Sie steckte es schnell in die Schublade, ohne etwas zu sagen. Als sie zurückkam, schaute sie den von ihr abgewandten De-Largo mit einem solchen haß-erfüllten Blick an, daß er nicht mehr ruhig sitzen geblieben wäre, wenn er ihn bemerkt hätte. Die Alte nahm ein Glas Wasser vom Waschtisch und setzte sich wieder zum Diktator.

„Schau her und denke nicht“, befahl sie. Ihr Gesicht war, wie immer, streng, kühl und gleichzeitig gleichgültig. De-Largo bemühte sich, nicht zu denken. Plötzlich verlor er den Sinn für die Zeit, und er wußte nicht, ob er eine Minute lang ins Wasser schaute oder Jahrhunderte. Das Wasser kam ihm trübe vor, auf der Wasseroberfläche spiegelte sich ein Wolkenkratzer an einer breiten Straße der Hauptstadt.

Orlizky, dachte De-Largo rasch. Wie auf einer Filmleinwand glitten die Bilder des Treppenhauses, überfüllt mit Agenten, dann die zerschlagene Eingangstür und das blasse Gesicht des Polizeichefs vorüber. Dann zeigte sich das Zimmer mit zahllosen Einschüssen an den Wänden, und eine Leiche lag am Boden. Neben der Leiche stand der Innenminister und ein Vertreter der Presse. Aus den Lippenbewegungen erriet De-Largo den verhängnisvollen Namen Orlizky. De-Largo kam zu sich und sprang freudig erregt auf.

„Ist es wahr, Nana?“

„Selbstverständlich.“

„Mein Feind wird vernichtet. Das wolltest du mir doch sagen?“

„Zu Hause findest du die Bestätigung, ob es wahr ist.“

„Aber Nana, das ist ja wunderbar.“ De-Largo setzte sich wieder und schaute sie selig beglückt an. „Wenn es wirklich so ist, kannst du von mir alles haben, was du willst.“

Die Alte schwieg, und jemand klopfte an die Tür. De-Largos Sekretär trat darauf in das Zimmer.

„Exzellenz, die Konferenz hat sich in Ihrer Villa versammelt.“

„Ja, ja, ich weiß... Du, Nana, ich wollte morgen einen

Doppelgänger zu den Festlichkeiten schicken, aber jetzt werde ich doch persönlich hingehen. Es wird ein Triumphzug für mich werden. Auf Wiedersehen, Nana...“ Der Diktator erhob sich und ging. Als es draußen still wurde, trat die Alte zum Schrank und holte das Bild heraus. Auf der Rückseite des Bildes stand in großen, schwungvollen Buchstaben: „Meiner guten Großmutter, ihre dankbare Enkelin Wanda N.“

Die Alte drückte das Bild an die Brust, und zwei Tränen rollten über ihr von Falten zerfurchtes Gesicht.

„Meine kleine Wanda, mein liebes Kind... Meine Rache ist gelungen. Dein Mörder wird einen tausendmal grausameren Tod sterben, als alle seine Opfer.“

De-Largo fuhr inzwischen in seiner Limousine zur Villa. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem Gesicht, denn die Zukunft versprach ihm viel Freude.

Die Vergeltung

In der Villa versammelten sich im Arbeitszimmer des Diktators trotz der frühen Morgenstunde viele seiner Mitarbeiter. Der Innenminister mit seinen Beamten war auch anwesend. Die Lage war gespannt, aber die Gesellschaft lachte dennoch pflichtgemäß über die zweideutigen Witze, die De-Largos Kanzleichef machte. Plötzlich vernahmen sie das Geräusch eines Autos, das kurz darauf vor dem Hause hielt. Es wurde still, die Türen gingen auf und zu, und an den Versammelten vorüber lief der Diktator. Er war blaß, aber ein freudiger Schimmer leuchtete aus seinen Augen. In einem seiner Privat-

zimmer hatte er sich umgezogen und trat kurz darauf in das Arbeitszimmer.

„Meine Herrschaften, Sie sind heute meine Gäste“, sagte er und deutete mit der Hand auf das Speisezimmer, in das sich daraufhin die Versammelten begaben. Dort wurde bereits Kognak und eine kalte Platte serviert. Man berichtete ihm über den Verlauf des Anschlages auf Orlizky. De-Largo lächelte und erzählte den maßlos erstaunten Leuten einige Einzelheiten des Vorganges. Aber trotz seiner überschwenglichen Freude fühlte er sich müde und verabschiedete sich bald von den Anwesenden. Er begab sich in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und fiel, kurz nachdem er sich niederlegte, in einen festen Schlaf. Als er am anderen Morgen aufwachte, war es bereits zehn Uhr. Ohne sich anzuziehen, trat er ans Fenster und betrachtete die vor ihm liegende Gegend. Die Straßen entlang bildeten die Regimenter der Lateinunion ein Spalier. Die Soldaten beobachteten aufmerksam die Fenster der umliegenden Häuser. Es war nämlich verboten worden, die Fenster zu öffnen, um ein neues Attentat auf den Diktator unmöglich zu machen. Von allen Dächern wehten Fahnen, und in den Geschäftsauslagen waren die Bilder des Diktators ausgestellt. Bereits um elf Uhr war De-Largo zur Abfahrt bereit und wartete nur noch die Zeit ab, um sich aus dem Hause zum Hauptplatz zu begeben. Er schritt durch alle seine Räume. Im Arbeitszimmer blieb er vor der Büstensammlung stehen. Unter anderen waren die Büsten Bonapartes, Tamerlans und seine eigene zu sehen. Er betrachtete sie nachdenklich, dann schob er Napoleon beiseite und sprach:

„Hier ist kein Platz für Pechvögel.“

Nach einer Weile begab er sich ins Vorzimmer. Dort wurde er von seinem Sekretär und von seinem Kanzleichef erwartet, die ihm ein Paket Glückwunschtelegramme zeigten.

„Ist es von allen?“ fragte De-Largo.

„Jawohl, Exzellenz.“

„Und vom Geschwader?“

„Ist auch hier, Exzellenz“, und sie zeigten ihm das betreffende Telegramm. Dessen Stil gefiel De-Largo. „Der neue Großadmiral ist doch etwas wert“, sagte er zu sich selbst und setzte seinen Zylinderhut auf.

Draußen stand schon seine schöne, schneeweiße Limousine. Man konnte nicht erkennen, daß sich unter ihren modernen aerodynamischen Linien ein Panzer verbarg, der gegen Angriffe fest war, sogar die Fensterscheiben waren aus unzerbrechlichem Glase hergestellt. De-Largo stieg ein und ließ sich bequem in den weichen Sitz fallen. Vor ihm befand sich ein kleines Klapp Tischchen, auf dem Blumen standen, und in einem schönen Futteral befand sich das Konzept seiner heutigen Rede.

Die Limousine fuhr an, und ein Lautsprecher gab es den Menschenmassen bekannt, die sich neugierig auf allen Straßen und Plätzen versammelt hatten. Als die Limousine zum Hauptplatz einbog, brauste De-Largo ein unbeschreiblicher Jubel entgegen. Die Menge begrüßte ohne Bedenken den heutigen Sieger. Das Auto fuhr langsam auf das Podium, wo der Diktator von den Regierungsmitgliedern erwartet wurde. In dem Augenblick, in dem das Auto hielt, wurde es De-Largo heiß. Er schaltete die Ventilatoren ein, und die frische Luft wehte ihm in das Gesicht. Einen Moment lang wurde es wirklich kühler und angenehmer, aber sehr bald steigerte sich die Hitze

noch. Niemand trat an den Wagen, um die Türe zu öffnen. De-Largo wollte dies selbst besorgen, aber mit einem Schrei zog er die Hand zurück. Die Tür glühte. Er griff nach dem Vorhang, der ihn vom Fahrer trennte. Der Unglückliche versuchte mit angstverzerrtem Gesicht, die Fensterscheiben zu zerschlagen. Die Polstersitze gingen in Flammen auf. De-Largo erstarrte vor Todesangst. Die Ventilatoren hörten auf, frische Luft zuzuführen, und der Diktator fiel in Ohnmacht, aber er kam bald wieder zu sich, weil ihn der ganze Körper schmerzte. Er brannte. Am Führersitz saß die alte Nana und lachte grausam. De-Largo wurde irrsinnig.

Als das Podium einstürzte und die Reste des Autos unter den brennenden Balken begrub, strich Orlizky mit seinem Glutstrahl über die Leintücher, die das Denkmal umhüllten. Der bronzene Kolos wurde sichtbar. Alles eilte in blinder Angst vom Platze weg, aber am Rande desselben blieben viele stehen, bei denen die Neugier stärker war als die Angst. Die Fenster und Balkons der nächsten Häuser füllten sich mit Leuten. Jeder wartete, was weiter geschehen würde. Das allgemeine Gerücht verbreitete sich, daß der Diktator tot sei. Orlizky trat müde an das Sofa und fühlte, daß er unbedingt einschlafen werde. Er rief den Portier an, der ihn daraufhin aufsuchte.

„Was ist mit Ihnen los, Herr Ingenieur?“ fragte der Alte besorgt.

„Ich bin vollkommen erschöpft, Johann. Sagen Sie mir, was draußen vorgeht? Hat man mich vergessen? Kann ich schlafen?“

„Draußen geht alles drunter und drüber. Man fängt an, die Geschäfte zu plündern und entzündet Feuer, um die übrigen Agenten De-Largos zu verbrennen.“

„Rufen Sie den Rundfunksender an und wiederholen Sie, was ich Ihnen sagen werde.“ Der Alte führte es rasch durch.

„Hier ist die Kanzlei des Diktators“, wiederholte er laut die Worte Orlizkys. „Der Direktor soll zum Apparat kommen.“ Man hörte, wie die Leute am anderen Ende hin und her liefen, endlich war die Stimme des erschrockenen Direktors zu vernehmen.

„Ich bin am Apparat, Exzellenz.“

Johann lächelte. Das Spiel begann ihm zu gefallen. „Schreiben Sie“, befahl er. „Nach dem Willen des seligen Diktators Cäsar De-Largo wird zu seinem Nachfolger der Großadmiral ernannt. Da sich dieser aber zur Zeit im Ausland befindet, beschloß die Regierung, Herrn Marvin die Staatsführung anzuvertrauen.“ Johann blickte Orlizky an. Er schlief oder lag in Ohnmacht. „Die Unterschrift aller Regierungsmitglieder folgt“, sagte Johann. „Wiederholen Sie den Text.“ Der Direktor wiederholte. „Wann werden Sie diesen Aufruf bekanntgeben?“

„In zwei Minuten.“

„Sobald Sie die Bestätigungen bekommen, daß der Großadmiral und Herr Marvin ihre Ernennung zur Kenntnis genommen haben, schicken Sie gleich das ganze Material an die Zeitungen. Vergessen Sie nicht, wie wichtig Ihre Aufgabe ist. Verstanden?“

„Jawohl, Exzellenz!“ Der Direktor wischte sich den Schweiß von der Stirne und eilte in den Senderraum. So ein Hund, der De-Largo, dachte er bei sich. Sogar als Toter gibt er den anständigen Leuten noch keine Ruhe. Es gelang ihm, die Verbindung mit dem Geschwader herzustellen. Die Lautsprecher

verkündeten die Ernennung Marvins, der zusammen mit André und anderen Mitarbeitern die Kasernen und Flugplätze besetzt hatte. Der Teil der Wehrmacht, der im Dienst geblieben war, schloß sich ihnen an und begann, die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen. Zahlreiche Matrosen- und Fliegerstreifen durchquerten die Stadt.

„Uff“, sagte der Direktor der Rundfunkstation, „es ist nicht einfach, einen Staat von der Anarchie zu retten, und ich war es heute, der diese Gefahr vom Staate abgelenkt hat.“ Was bekomme ich doch für dieses Verdienst? Eine hohe Auszeichnung? dachte er selig. Vor der Rundfunkstation hielten drei Autos. Ein Polizist kam herauf.

„Sind Sie der Direktor?“ fragte er finster.

„Jawohl.“

„Ich komme von der Regierung.“

„Ich habe alles in kürzester Zeit erledigt“, sagte der Direktor stolz.

„Also das ist Ihre Tat?“ dabei zeigte ihm der Polizist die Zeitung.

„Selbstverständlich . . .“ Er hatte den Satz noch nicht beendet, als er von zwei Agenten gepackt und ins Auto geladen wurde.

Im Konferenzsaal waren alle Minister des De-Largo-Regimes versammelt. Jeder von ihnen hatte die heutigen Sonderausgaben der Zeitungen vor sich liegen.

„Das ist ja unerhört . . . Das ist die Militärbande, die es eingerichtet hat“, hörte man empörte Stimmen. „Haben Sie gehört, daß die Marine und die Flieger die Polizei entwaffnet haben?“ — „Man muß etwas unternehmen.“ Man spürte, daß die Leute zerstreut und erschrocken waren. Man brachte den

unglücklichen Radiodirektor. Mit bebender Stimme erzählte er die Vorgänge. „Man versprach mir Auszeichnungen“, fügte er hinzu. — „Sie werden erschossen, Sie Schurke...“

Die Türen des Saales wurden aufgerissen und Soldaten, mit André an der Spitze, stürmten herein.

„Laut des Befehls des Großadmirals und seines Stellvertreters Marvin sind Sie verhaftet, meine Herrschaften. Nehmen Sie die Leute fest“, wandte er sich an die Soldaten. Die Minister folgten diesen mit gesenkten Blicken. Auch der Direktor ging mit ihnen.

Die Nordpolbasis

„Jetzt können wir den Leuten in der Basis endlich den Urlaub geben“, sagte der Doktor, nachdem er den Bericht vom Regierungsumsturz in der Lateinunion entgegengenommen hatte.

„Und jetzt können wir auch wieder unsere Arbeit der friedlichen Wissenschaft widmen“, antwortete Orlizky.

„Verlieren wir keine Zeit, und fahren wir sofort zur Basis“, schlug Ingeborg vor, die mit glücklichem Gesicht neben Orlizky saß. Nach wenigen Stunden verließ die Ceron ihren Abstellplatz im Sumpfe der Bjelorussia und flog in nördlicher Richtung davon. Sobald die Basis erreicht war, landete die Ceron auf dem Eisfeld und wurde sofort in den Hangar gestellt.

„Endlich“, sagte Mehmed, „haben wir die Gewißheit, daß uns kein Feind mehr auflauert.“

Der Doktor und Ingeborg gingen, die Basis zu besichtigen.

„Ich habe es mir ganz anders vorgestellt“, sagte Ingeborg, als sie die großen warmgeheizten Säle, die bequemen Wohnzimmer, die prächtig ausgestatteten Laboratorien und den großen, in einem Glashaus liegenden Garten sah. Mirano näherte sich den beiden.

„Ingeborg, wollen Sie einen neugeborenen weißen Bären sehen?“ fragte er lächelnd. Auch Elise, Schimmer, Andrejew und Orlizky mit seinem Hund schlossen sich ihnen an.

„Aber sagen Sie, Doktor“, sprach Schimmer, „ich war der Meinung, daß es hier viel kälter sei. Wir befinden uns doch am einhundertdreiundvierzigsten Längengrad östlicher Länge, das heißt also zwanzig Grad vom Nordpol entfernt, und doch ist die Eisschicht auf unserer Insel nicht sehr dick. Wie kommt das?“

„Das ist ganz einfach erklärt, mein Lieber“, erwiderte der Doktor.

„Wir suchten für uns ein Festland, mit Eis bedeckt oder nicht, spielte für uns keine Rolle. Wir konnten einen Punkt in der Nähe des Nord- oder Südpols wählen. Jeder weiß, daß im Nordmeer, das durch Kanada und Sibirien begrenzt wird, keine Insel nördlicher liegt als die Rudolfsinsel. Aber es waren Indizien vorhanden, die erkennen ließen, daß nördlich von Sannikw-Land einige Inseln mit milderem Klima liegen, aber die Forscher behaupteten, daß das nur Märchen wären, die die eingeborenen Jäger erzählten. Trotzdem gehört diese Insel zu dieser Gruppe.“

„Aber warum hat sie kein anderer gefunden?“ fragte Ingeborg.

„Vielleicht liegt es auch daran, daß im Sommer, wenn die

Forscher herumfliegen, die Tätigkeit der heißen Quellen, die die Insel erwärmen, schwächer ist als im Winter. Deswegen ziehen die Vögel an den Küsten im Herbst nach Norden und nicht nach Süden. Dies beweist auch die dicke Schicht des Guanos, die sich hier befindet.“

Nachher saßen der Doktor und Orlizky in dem Arbeitszimmer.

„Was gedenken Sie weiter zu tun?“ fragte Orlizky.

„Ich glaube, unseren Erfolg kann man noch nicht als einen vollkommenen Sieg bezeichnen. Es steht nicht nur uns, sondern auch unseren Nachfolgern sehr viel Arbeit bevor.“

„Werden Sie lange hier bleiben, Doktor?“

„Es ist hier günstig für weitere Arbeiten und Forschungen, sagte der Doktor ausweichend. „Selbstverständlich bleibe ich allein mit einigen Mitarbeitern hier. Sie, Orlizky, können doch nicht Ihre junge Frau im ewigen Eis begraben, und Stewars und Helene, die erst vor einigen Wochen heirateten, brauchen es ebensowenig wie Schimmers. Aber es wäre gut, wenn wir alle stets in Verbindung bleiben würden, denn unsere Aufgabe ist noch nicht zu Ende, und der Erfolg verpflichtet uns zu noch größeren Arbeiten. Diesmal waren wir besser ausgerüstet als unser Feind. Das nächstemal kann er der Sieger sein, wenn wir nicht ständig weitere Fortschritte machen.“

„Und wenn es keinen Gegner mehr gibt?“

„Dann brauchen wir die Ergebnisse unserer Arbeit nicht mehr geheimzuhalten, sondern können sie der Welt veröffentlichen.“